

Aus den Reisebriefen

des verstorbenen Landschaftsmalers

Carl von Winkler

Seinen Verwandten und Freunden zur Erinnerung

Herausgegeben von seinem Bruder

His Manuskript gedruckt

Reval, 1912
Buchdruckerei August Mickwitz

L $\frac{7}{86}$ a

Aus den Reisebriefen

des verstorbenen Landschaftsmalers

Carl von Winkler

Seinen Verwandten und Freunden zur Erinnerung

Herausgegeben von seinem Bruder

Als Manuskript gedruckt

Reval, 1912
Buchdruckerei August Mickwitz

Nachfolgende kurze Auszüge sind Briefen entnommen, die mein Bruder an seine Mutter und an mich gerichtet hat. Ich habe mich dazu entschlossen, sie durch den Druck vervielfältigen zu lassen, weil ich hoffe, daß diejenigen, welche ihm in Verwandtschaft, Liebe und Freundschaft nahegestanden haben, sie mit Interesse lesen werden.

Reval, September 1912.

Rudolf Winkler,

Propst.

Dorpat, den 25. April 1882.

Es ist ein köstlicher Frühlingsmorgen und mein Blick fällt auf die Anlagen am Embach. Die Vegetation ist hier schon so vorgeschritten, wie sonst im Mai. Die Bäume sind wie in grünen Flor gehüllt, der sie bedeckt, aber doch die schlanken Glieder ahnen läßt. Der Faulbaum blüht, die Kastanien haben ihre Blattfächer bereits entfaltet und schicken sich an, bald ihre rotflammenden Blütenkerzen zum Fest der Walpurgisnacht anzustecken. Selten habe ich die Frühlingsfreude so genossen, wie am Morgen nach dem Völkerkommers, der Mittwoch stattfand. Mein Käufchen hatte ich von 6—12 Uhr ausgeschlafen und konnte nun, als die Nacht hereingebrochen war, nicht wieder den Schlaf finden. So blieb mir nichts übrig, als die Nacht lesend und spazierend zuzubringen. 2½ Stunden trieb ich mich auf dem Dom umher und bewunderte diese köstliche Frische der Natur, die dem Sonnenaufgang vorausgeht, während Morgenhelle und letztes Vollmondlicht noch im Kampfe miteinander liegen und sich die ballenden Nebel des Embach den Fluß entlang schieben. Wunderherrlich war es dann, als die Sonne endlich hervorbrach und das junge Grün mit Licht tränkte. Ihr in Reval werdet wohl immer noch vom kalten Meere tyrannisiert, welches nicht duldet, daß die Gräslein und Kräutlein allzufrüh ihre Nasen herausstecken.

Wilna, 31. Oktober 1884.

Dieser Brief datiert aus einem jüdischen Hotel Wilnas, in das ich geriet, da ich ohne Rekommodation war. Doch ich bin nicht so übel aufgehoben; abgesehen von dem nun einmal dem Volk Israel eigenen Geruch, der mein Gemach durchdringt, ist dasselbe ganz erträglich. Der alte Jude, der mich bedient, nahm, als er sich Geld ausbat, um vom Bäcker Weißbrot zum Samowar zu bringen (sehr patriarchalisch!) mit Gelassenheit meine Ermahnungen wegen Reinheit der Gläser, Kannen u. a. auf. Ich glaube, während ich sprach, reifte in ihm der Entschluß, sie mir nicht anders zuzustellen, als sie gewöhnlich in Gebrauch kommen. Im Zimmer

nebenbei sprachen 4 oder 5 Stimmen außerordentlich lebhaft und zu gleicher Zeit das jüdische Patois. Thema natürlich das „Geschäft“. Wöchten sie, bis ich schlafen gehe, dasselbe durchgesprochen haben! — Wilna hat mir so gut gefallen, daß ich 1½ Tage hier geblieben bin. Ob schon die Juden, wie man mir sagte, überwiegen, ist die Stadt nicht schmutzig. Mitten in der Stadt erhebt sich ein Berg, so hoch und steil wie der Dom in Reval, nur kleiner und spitzer als dieser, gekrönt von den Resten der alten Burg. Ein Turm und eine Mauer mit Schießscharten stehen noch — Ziegelbau mit Feldsteinen. Ich kletterte einen unsäglich steilen Pfad zwischen Weiden, Tannen und Allee-Pappeln hinauf. Oben angelangt wurde ich durch eine köstliche Aussicht belohnt. Fast senkrecht unter mir die Stadt mit ihrem Wald von Türmen. Bei oberflächlicher Zählung 14 katholische Kirchen und wohl die gleiche Zahl von russischen; dazu haben die meisten Kirchen 2 Türme und mehr. An der Bauart der Kirchen erkennt man deutlich, wann Wilna seine Glanzzeit gehabt hat. Nur eine Kirche fand ich, die c. aus dem 14. Jahrhundert stammt. Die große Mehrzahl war im abschaulichen Jesuiten- und Barockstil erbaut. Um die Stadt herum, die im Nebel lag, ein reizvolles Hügelpanorama, bewaldete Bergkuppen von ansehnlicher Höhe, durchströmt von der Wilja, die mitten in der Stadt ihren Nebenfluß, die Wiljeika, aufnimmt. Bei diesem schönen Anblick überkam mich zum erstenmal Reiselust und die Unbilden der langen Fahrt waren vergessen. Prächtig fand ich mich in den krummen Straßen zurecht. Ob schon ich kreuz und quer schlenderte, bin ich nicht einen Augenblick in der Richtung irre geworden und das will schon etwas sagen, denn außer der unregelmäßigen Bauart hat man auch an den Kirchen nur irreleitende Marken. Sie sehen eine wie die andere aus. Neu war mir, als ich vernahm, daß hier mehr Russen leben als Polen, und Juden wiederum mehr als Russen und Polen zusammen. Um so eigentümlicher berührt es, daß in einer der Hauptpassagen der Stadt über einem Thor ein katholisches wundertätiges Heiligenbild angebracht ist, vor dem alle, ohne Unterschied der Konfession, schon beim Eintritt in die Straße (!) die Knie ziehen. Bei einigen Tagen Arrest darf man es sich nicht beifallen lassen, bedeckten Hauptes zu passieren. Das ist wohl eine Konzeßion, die die Regierung dem Fanatismus der Polen gemacht hat. — Sehr interessant war es mir, Volkstypen zu studieren, wozu mir weder Muße noch Gelegenheit fehlten. Wenn man in slavischen Ländern reist,

lernt man bald das Vorurteil aufgeben, als ob die germanische oder finnische Rasse eine durch Schönheit vor andern ausgezeichnete sei. Man wird allmählich ganz kleinlaut, wenn man im Geist die Heimat etwas Revue passieren läßt. Besonders reizend sind hier die Kinder. Stelle einem in der Regel mit halboffenem Munde glänzenden estnischen Bauerjungen einen kleinen Russenknaaben an die Seite! Man wird durch diese unbewußte Grazie und den klaren offenen Blick aus den intelligenten Augen geradezu gefangen genommen. Dazu fällt jeder Dritte durch seine, ansprechende Züge auf. Ganz anders, aber auch schön in seiner Art ist das polnische Genre. Die Bezeichnung „Franzosen des Ostens“ ist wirklich sehr zutreffend. Man sieht viel feurige, brillante Erscheinungen. Der Unterschied des Typus bei Polen und Russen ist mir wieder an den Kindern am deutlichsten geworden. Es fehlt den Polen meist der naive bescheidene Ausdruck der Russen. Dafür spricht aus den Augen mehr Leidenschaftlichkeit und Beweglichkeit. — Lieber Bruder, habe Geduld mit mir und meinen Auseinandersetzungen. Wenn man allein ist, allein und wieder allein, und dabei so viel Neues auf einen eindringt, so ist man schließlich voll zum Bersten und will sich jemand anvertrauen.

Marseille, den 8. Februar 1885.

Marseille bietet Blicke und Fernsichten, wie wohl wenige Städte der Welt; doch als Stadt haben mich z. B. Arles und Avignon viel mehr interessiert. Die moderne Stadt ist ganz banal und die alte nicht so originell, wie die obengenannten. Steigt man aber hinauf zur Wallfahrtskirche Notre Dame de Garde, so glaubt man sich nach Neapel versetzt — ich habe übrigens schon vielfach Marseille mit Neapel vergleichen gehört. Man steht auf der Höhe eines nackten, vegetationslosen Kegels und der Blick umspannt Meer und Land in allen seinen Weiten. Das rötlichgraue Labyrinth der Stadt verliert sich im bräunlichen Grün der Ebene oder klettert die Felsenhänge hinan. Nach Norden das weite Amphitheater der Montagnes des Maures, meist weich in Form und Farbe und voll mit Pinienwäldungen umkleidet, aber auch steil und trotzig ins Blau des Himmels ragend. Dann das Meer, die herrliche Méditerranée! Schillernd zwischen blau und grün, mit seinen 3 Inseln, die man mit denen des Golfes von

Neapel vergleicht, mit alten Schlössern und modernen Forts bedeckte Eilande. Die Küstenlinie verliert sich weit, weit im Silberton des Horizonts. Und welches Leben auf der Fläche! Als ob Schwärme von Möven ihr Spiel trieben, kreuzten diese weißen, spizen Segel, die ich so gut vom Genfer See her kenne, in allen Richtungen. Raum vergeht ein Augenblick, wo nicht ein stolzer Dreimaster ein- oder auslief. Die sieben Häfen ziehen sich wohl eine Meile weit längs der Küste hin und machen sich von oben gesehen so malerisch mit ihrem Schiffgewimmel, als sie endlos und ermüdend sind für den, der sie durchwandern will. Ich brachte etwas zu romantische Vorstellungen mit, als ich den größten Hafen Europas kennen lernen wollte. Die Romantik ist durch das Geflapper der Maschinenwerkstätten betäubt, in Steinkohlendunst erstickt und wird zwischen den turmhohen Speichermauern schwerlich wieder das Licht der Welt erblicken. Der alte Hafen, der durch zwei malerische Forts auf hohem Felsen bewacht wird, ist sehr unansehnlich. Rund herum abscheuliche, alte, schmale, hohe, schmutzige — ich kann diese Häufung von Epithetas nicht ersparen — Häuser. — Dann kommt das Bassin Joliette mit prachtvollen, haushohen Quais und Molos — ein jedes etwa so groß, wie der ganze Nevalische Hafen. Hoch oben am Ufer die neue, prächtige Kathedrale, romaniſch, in schwarz und weißem Stein gestreift. Sie ist noch im Bau begriffen. Nun hätte ich umkehren sollen; leider wollte ich noch zum Bassin „National“ — eine der undankbarsten Promenaden, die ich je unternommen. Ich ging c. zwei Werst und sah nichts und immer nichts anders als wüste Plätze mit Maschinenteilen bedeckt, welche nach frischer Ölſarbe rochen, Lastfuhrwerke, Schloten, rußgeschwärzte Mauern, zwischen denen ebenſolche Menschen wimmelten. Als ich $\frac{3}{4}$ Stunden mich im schwärzlichen Staube und in der Sonnenglut herumgeschleppt und immer noch nichts anderes in Sicht kam, hielt ich an und wünschte, daß „etwas käme und mich mitnähme“, aber es kam nichts und ich mußte in übelster Laune meinen Rückweg antreten. — Unglaubliches Leben herrscht in den Straßen. Wenn man die Connebière, die Hauptstraße, die sich zum alten Hafen hinabsenkt, entlang blickt, so glaubt man stets, daß ein Auſlauf stattfindet. Wundervoll ist der Blumenmarkt, wo die ganze Luft vom Duft der Veilschen, Hyazinthen, Narzissen und Nelken angefüllt ist. Dafür auf der andern Seite der Straße nichts als Stiefelpußer und solche, die von ihnen Gebrauch machen — eine förmliche Allee — und da riecht es folgerichtig nach Wichse.

An den Straßenecken sind überall Etageren aufgebaut, an denen die Feinschmecker nicht vorbei können, ohne daß ihnen das Wasser im Munde zusammenläuft. Austern — o Bruder! — alle Arten von frutti di mare liegen da zwischen Seetang aufgetürmt und stets von frischem Seewasser überströmt. Das Duzend kostet c. 35 Kop. Daneben liegen Zitronen, und ein Mann mit einem Messer ist stehenden Fußes bereit zu bedienen. Die Austern waren so groß, daß nach $\frac{1}{2}$ Duzend der Appetit gestillt war. — Am Nachmittage fuhr ich den Prado entlang, ein breiter Korso, mit vier Reihen alter Platanen bepflanzt, der bei dem Obelisk der Place Castellane beginnt und am Meer an einem östlichen Golf endigt. Der Golf ist wundervoll. Hier liegen die Villen der Wohlhabenden zwischen Cypressen-, Oliven- und Pinienhainen. Die vornehme Welt fährt und reitet hier jeden Nachmittag. Das Wasser ist c. 15° (am 26. Januar a. St.). Die köstliche frische Seeluft, die hier weht, kontrastiert angenehm mit der staubigen Schwüle der Stadt. Auch in der Vegetation kann sich Marseille fast mit Neapel vergleichen. Man sieht viel Palmen, sowohl Fächer- als Dattelpalmen, letztere oft mit unreifen Früchten daran. Die steinigen Halden sind mit manns hohen Aloes bedeckt und die Berge sind viel stärker bewaldet, als ich mir vorgestellt. Das Grün des Laubes vermißt man umsoweniger, als der Rasen schon einen grünen Pelz bildet.

Nizza, 14. Februar 1885.

Seit ich Arles verlassen, ist die Sonne kaum auf einen Augenblick hinter Wolken gewesen und auch heute spannt sich ein violett-blauer Himmel über das karnevalsfrohe Nizza aus, das heute mit einer bataille des fleurs seinen ersten Korso der Saison beginnt. Mme de Coningk meinte wohl, derselbe sei in früheren Jahren glänzender gewesen; es mag sein, aber für den, der ihn zum erstenmal sah, hatte er etwas Berausches. Jedenfalls würde es schwer fallen, für das glänzende Bild einen glänzenderen Rahmen zu finden, als ihn Nizza bietet. An einem etwas windigen Tage wie heute, ist das Meer von einer unbeschreiblichen Tiefe der Farbe, einem intensiven Blaugrün, wie ich es bei uns nie beobachtet habe, und darüber stürmten die blendend weißen Schaumkämme der Wellen dahin. Da, wo sie sich zischend im Ries verließen, ist die Flut von zartestem Hellblaugrün und ganz

durchscheinend. Gegen die Sonne gesehen ist es von wahrhaft magischer Wirkung. — Die ganze Route der Korsifahrt war reich decoriert. Besonders glänzend präsentierte sich natürlich der Uferquai mit seinen Palmen, weißen Palästen und Tribünen. Alles war mit zahllosen Flaggen und Wimpeln geschmückt. Dazu kam noch, daß ich von meinem Platz das ganze Bergpanorama übersah. Sehr froh war ich, daß wir, d. h. die Coningsche Familie und ich, nicht Tribünenplätze genommen hatten. Diese kosteten 3 Fr. und den Zugwind gratis. Wir mieteten uns für 50 Cent. à Person einen Stuhl und waren durch die Seebadeanstalt vor dem recht heftigen Winde vollständig geschützt. Ich war heute morgen zeitig auf den Markt gegangen, um Blumen aus erster Hand zu kaufen, und die Bouquets machte ich selbst. Meine Fabrikate fanden den lebhaftesten Beifall der hübschen Alice de Coningk und ihrer Cousinsen. Infame Bengel, diese Straßenjungen! Sie stellten sich vor die Sitzreihen hin und fingen die Bouquette auf, die aus den Equipagen geworfen wurden und einer war dreist genug, ein angeflogenes Bouquet vom Schoß der M-me Coningk zu raffen. Das bekam ihm aber schlecht. Wir fingen ihn ein und folterten ihn, indem ich an seinem Ohrläppchen zog und der kleine Coningk so lange an seinem Handgelenk drillte, bis der Gepeinigte nicht mehr konnte und das Bouquet fallen ließ. Seitdem ich Wien verlassen, habe ich keinen so heitern Tag erlebt wie heute. Es würde zu weit führen, wollte ich die hunderte von Equipagen, sei es auch nur die bemerkenswertesten, Dir beschreiben. Man sah die reizendsten Arrangements, Wagen, die von außen und innen ganz mit Blumen ausge schlagen waren, so z. B. der der Maitresse eines hier lebenden Herzogs, der über und über mit purpurroten Nelken besteckt war — eben die teuerste Blume der Saison. Sie selbst war ganz in roten Atlas gekleidet, eine blendende Schönheit. Die Ausstattung dieses Wagens wurde auf weit über 1000 Fr. geschätzt. — Gestern fuhr ich nach Monte Carlo. Ob schon ich mit der Absicht hinging, mit 5 Fr. einmal das Glück zu versuchen — ich hatte aus Vorsicht überhaupt nur 8 Fr. mitgenommen — habe ich nicht gespielt; dermaßen widerte mich alles an. Sechs Tische Roulette und zwei für Trente et Quarente! In Baden-Baden waren je einer. Ich sah wohl zwei Stunden zu. Am heißesten ging es beim Trente et Quarente zu. Ein Engländer mit nassen Froschaugen verlor in drei Minuten 1500 Fr. Diese Gesichter, die ich gesehn, werde ich nie vergessen!

Heidelberg, Mai 1887. Karte.*)

An Berühmtheiten habe ich bis dato nur Gegenbauer (Vergleichender Anatom) und Kuno Fischer gesehn. Letzterer schritt so gravitatisch, als glaubte er, ein Genius flöge über ihm und hielt ihm einen Voorbeerkrantz über dem Kopfe. Korpulent, bartlos, Nase durch einen Schmiß verunstaltet. Dienstag war Karneval. In den Straßen viel Leben vom Morgen an, die jeunesse dorée von Haus zu Haus Pfennige und Fußtritte sammelnd. Nachmittags Aufzüge, doch wenig Originelles. Drollig ein Gefährt: Leiterwagen bekränzt, gezogen von zwei Kühen, voran ritt eine groteske Figur auf einem Esel, im Wagen Korpsstudenten, maskiert, warfen Salzkringel unter das Volk. Ganz nett war auch ein Zug spanischer Landleute. Mußte oft an Nizza vor zwei Jahren denken. Es fehlte hier manches: blauer Himmel, Blumen, Geist und Leblichkeit. Scherze wurden hier nicht immer gut aufgenommen. War selbst Zeuge, wie ein Soldat, von einer leicht geschürzten Schönen angeeschäkert, „schnallt“. Gottlob, der Faustschlag traf nicht. Im Theater Kindervorstellung, reizend, alle kleinen Krabben maskiert, meistens drei auf einem Platz. Studenten stark montiert, besonders die Schwaben. Apfelsinenbomben donnern auf die Bühne, Mandel- und Konfektregen auf die Kinder. Reden, Gezisch, ein Stock fliegt durch den Zuschauerraum. Dame in der Rangloge ruft entrüstet: „Lausbuben“. Lärm, Polizei, Hohngelächter, Fortsetzung des Bombardements, weinende Kinder, ihre Logen verlassende Damen und Familienväter. Tags darauf spitze Zeitungsartikel.

Heidelberg, 7. Mai 1887.

Meine viele freie Zeit im Sommer will ich zwischen Aquarell und Russisch teilen. Wenn meine Leistungen im ersteren auch mehr als bescheiden sind, macht es mir doch ungemein viel Freude. Da ich meine Sachen nicht ausstelle, auch niemand zumute, sie aufzuhängen, kann mein Tun nicht als gemeinschädlich bezeichnet werden. An verlockenden Motiven ist hier ein Überreichtum. Dasselbe Grundthema: Schloß, Neckar, Odenwald in zahllosen, anmutigen Variationen. Heidelberg ist wohl ein Juwel sondergleichen, zumal jetzt im Frühling und ich bedauere jeden, der in die Grube fährt, ohne

*) Mein Bruder war Hauslehrer in einer russischen Familie.

es gesehen zu haben. Alles steht eben in Blüte. Entzückend sind die rosa Mandelblüten inmitten des Weiß der übrigen Obstbäume. Die Edelkastanien, mit denen alle Abhänge bedeckt sind, fangen eben an auszuschlagen. Überhaupt hat sich das Frühjahr arg verspätet.

Berlin, den 9. Oktober 1889*).

Denke, wie abscheulich es mir neulich im Atelier ging. Auf einem Tisch liegen zwei Aquarelle, von denen ich glaube, daß sie einer der vielen, im Nebenzimmer arbeitenden Damen gehören. Ich befehe sie und da sie ungewöhnlich scheußlich sind, spreche ich mein Urtheil kalt und herb aus. Dabei wende ich mich an einen der im Atelier arbeitenden Anfänger, der mir zunächst sitzt und frage ihn, ob er auch nicht finde, daß die Schatten wie mit Tinte gemalt wären? Da antwortet mir der Unglückliche: „Das mag wohl sein, ich arbeite noch nicht lange in Aquarell!“ Tableau! In meiner Zerknirschung gab ich ihm meine ganze Mappe preis und bat ihn, fürchterliche Rache zu nehmen. Du kannst Dir das homerische Gelächter denken. Es tut mir doppelt leid, den Jungen gekränkt zu haben, da er ein Anfänger und ein sehr bescheidenes, sympathisches Wesen hat. — Freitag habe ich ein Fest mitgemacht, das zu dem reizendsten gehört, was man sich denken kann. Prof. Eschke war so liebenswürdig, mich in den Verein einzuführen. Dieser Verein ist im Gegensatz zu dem großen Künstlerverein ein Klub älterer Künstler, in den die in Ehren ergrauten Veteranen eintreten. Es vereinigt sich dort die Elite der Berliner Künstlerchaft. Manche Größen ließ ich mir nennen, manche blieb mir unerkannt, weil ich keinen Cicerone bei der Hand hatte. Wenige Schritte von mir entfernt saß der Bildhauer Prof. Wolf, der Schöpfer der herrlichen Bronzen vor dem „Alten“ Museum und des Reiterstandbildes Friedrich Wilh. III. Mein Tischnachbar war Prof. Eilers, kurz, selten bin ich in so „guter Gesellschaft“ gewesen. Dabei herrschte ein so reizend harmloser Geist unter den Anwesenden. Die treffliche Küche und der Geisenheimer taten das Ihrige, so daß wir, als der Tanz anfing, in der fidelsten Stimmung waren. In einer Tanzpause wurde ich mit zwei der hiesigen Botschaft attachierten Chinesen bekannt gemacht, die in ihrem phantastischen Kostüm, das sie ja nie ablegen dürfen, mit Zopf und Mandarinenspägeln auf-

*) Mein Bruder bildete sich bei Professor Eschke zum Maler aus.

traten. Beide waren vorher in St. Petersburg gewesen, doch nur einer von ihnen sprach geläufig französisch und deutsch. Daher setzte es zwischen uns häufig Mißverständnisse, die sich nur durch Zeichensprache lösen ließen. — Vorigen Sonntag war ich im „Lohengrin“. Kurz vor Beginn der Duvertüre trat eine hagere, gebeugte Gestalt in die Kaiserliche Loge, die Brust mit Sternen bedeckt. Während der Eingetretene sich langsam auf einen Lehnstuhl niederließ, ging ein Gemurmel durch das ganze Publikum — es war Moltke. Ich konnte kein Auge von diesem ehrwürdigen Gesicht abwenden mit den zahllosen Falten und Fältchen, das mir durch mein treffliches Glas in die nächste Nähe gerückt war. Man sagte mir, daß der alte Herr ein großer Musikliebhaber ist. Nach der Aufführung ereignete sich eine etwas peinliche Szene. Im Korridor hatte sich eine Menge Menschen postiert, um Moltke vorübergehn zu lassen. So wie dieser in der Logentür erschien, nahmen alle den Hut ab und man trat an die Wand, um die Passage frei zu geben. Moltke, dem es verhaßt sein soll, Gegenstand des Aufsehens zu sein, stutzt und bleibt in der Thür stehen. Es vergehen zwei sehr unbehagliche Minuten, in denen er sich bedenkt und wir den Platz nicht räumen wollen. Unterdeß der Portier: „Wollen Ew. Hohe Exzellenz nicht von hier hinausgehen u.“ Endlich ging er ziemlich eilig und leicht grüßend vorbei. Ich bedauerte, mit dazu beigetragen zu haben, Moltke seinen Abend zu verderben.

Berlin, den 16. Dezember 1889.

Wenn ich doch mit Dir, liebe Schwägerin, jetzt eine Promenade Unter den Linden, Leipziger Straße u. unternehmen könnte! Die Verkehrsgegend macht jetzt, wo alle Weihnachtsausstellungen eröffnet sind, einen überwältigenden Eindruck durch die blendende Lichtfülle, die überall strahlt. Mir sagte jemand, der London kennt, daß dort keine Straße annähernd so erleuchtet ist, wie die Leipziger Straße mit ihren Perlschnüren von elektrischen Glocken, deren Diamantlicht köstlich mit dem gelblichen Gas und den roten und grünen Lichtern der zahllosen Tramwagen und den farbigen Transparenthildern kontrastiert. Nun sind zu beiden Seiten noch sechsstöckige Geschäftshäuser, die zum Teil nur aus Glas gebaut sind und gerade so viel Stein aufweisen wie nötig ist, um dem Ganzen den Halt zu geben. Das strahlt auch in der ganzen Fassade Licht aus. In den Magazinen sieht man ganze Wunderwerke an Aus-

stattungen. So die Firma Stollwerk (Schokolade und Konfitüren). Die ganze Decke des großen Verkaufsraumes besteht aus Blumenquirlen in zartgetöntem Stuck. Jeder Blumenkelch ist eine Glasglocke in hellrosenrot oder meergrün oder zartblau und enthält ein elektrisches Glühlicht! Dabei Licht zwischen den Atlas-Bonbonnièren und den Schaustücken aus Marzipan und Schokolade. Abend für Abend stauen sich die Menschen bewundernd vor den Schaufenstern. — Nicht minder glänzend ist das Magazin eines Hoflieferanten, der das größte Weißwarengeschäft in Deutschland hat. Wunderbar wirkt das milchweiße Licht der elektrischen Kuppeln auf den „schimmernden Lein“, der in seiner schneeigen Weiße geradezu blendet. Da die ganze Ladenausstattung in dem zartesten Hellblau mit Gold gehalten ist und alle Verkäuferinnen weiß gekleidet sind, könnt Ihr Euch den Effekt denken!

Genf, Mai 1890.

Unbeschreiblich gewaltig ist der Anblick der Montblanc-Kette. Auf dem Koloß war frischer Schnee gefallen, der mit dem Blütenschnee auf den Apfel- und Kirschbäumen im Tal wetteiferte. Heute früh wachten mein Schüler und ich bei hellem Sonnenschein auf. Aus unserem Fenster übersahen wir die Gletschermassen, die tief ins Tal hinabsteigen. Bis zum Glacier des Bossons ist eine Wanderung von $1\frac{1}{2}$ Stunden. Das Überschreiten des Gletschers nimmt $\frac{1}{2}$ Stunde in Anspruch; mit den Führern ganz ungefährlich. Man bekommt sog. Crampons angeschnallt d. h. eiserne Stachel, mit deren Hilfe man auch auf abhüßigen Eisflächen nicht gleitet. Wundervoll waren die Eispyramiden: ein wildes Chaos von Eiszacken, die durch tiefe Spalten von zartestem Blaugrün getrennt sind. Der Bosson-Gletscher, der bisher stark zurückging, wandert jetzt talwärts. In jedem Jahr schiebt sich die zähe Eismasse c. 100 Schritt weiter vor und staut rundherum die Schuttmoränen auf. — Früher galt die Besteigung für hoch gefährlich; es passierten aber keine Unglücksfälle mit Ausnahme eines einzigen. Seit einigen Jahrzehnten jehen die Alpenklubisten mit Verachtung auf diese „Promenade“ und der Montblanc rächt sich furchtbar für die eingerissene Sorglosigkeit. Es sind häufige Unglücksfälle zu verzeichnen gewesen. — Unsere köstliche Exkursion machten wir in Gesellschaft einiger Amerikaner und Engländer zum Montanvert, Mer de glace und Mauvais-pas. Letzterer war einst eine sehr fatale

Passage. In einer kleinen Felsrille kletternd, etwa 100 Fuß über dem Gletscher, mußte man um eine steile Felswand herum. Jetzt hat man in der Rille Stufen gehauen und außerdem noch an der Wandseite eine eiserne Rampe angebracht. Jetzt übt der Name noch die gewünschte Wirkung aus, um beim Affordieren der Fremden mit den Führern ersteren einen für ihr Portemonnaie unheilbaren Schrecken einzujagen. Glücklicherweise war ich bereits orientiert und ging nicht auf den Leim. Trotzdem darf man auf den Gletschern nie die größte Vorsicht außer acht lassen. Das beweist ein kleiner Vorfall, der uns passierte. Wir waren mit unserer Karawane von 8 Personen und 2 Führern schon fast bei der jenseitigen Schuttmoräne angelangt. Mein Schüler und ich waren in der Mitte nach dem berühmten Grundsatz: „Medio tutissime ibis“ d. h. In der Mitte ist der Ibis am sichersten. Plötzlich sinken zugleich ein älterer Engländer und eine Dame bis zum Gürtel in eine Schneetrist, gleichfalls der Führer, der herzuspringt. Es erwies sich, daß es sich um eine maskierte, allerdings schmale Eispalte handelte, die sich erst vor kurzem gebildet haben konnte. — Über alle Beschreibungen schön und erhaben war der Blick vom Plateau des Montanvert über das Mer de glace: ein mächtiger Eisstrom, gewellt wie ein Meer in Brandung, in Schlangenwindungen sich hinschiebend zwischen Felskolossen. Der sehr heftige Wind peitschte die Wolken gegen die grauroten Schieferwände und zackte, vor allem gegen die Aiguille du Dra, die mit ihren Tausenden von starrenden Nadeln einem gotischen Dom mit Glockenturm gleicht. Ab und zu fiel ein Sonnenstrahl auf den blendenden Schnee. In dieser Stimmung hatte die unwirkliche Höhe etwas von der unheimlichen Größe einer Polarlandschaft.

Interlaken, den 11. Juni 1890.

Der Staubach, der im Hochsommer oft wegen des Wassermangels den Beschauer enttäuscht, zeigte sich jetzt in seiner ganzen Pracht. Bereits in halber Höhe ist der Wasserstrahl völlig aufgelöst. Man sieht nur noch einen wallenden, wogenden Riesenschleier. Auf einem leichten Felsvorsprung, etwa 400 Fuß über dem Talboden, sammelt sich dann ein Teil des dampfenden Sprühregens, um an der Steinwand links zu plätschern, während die Hauptmasse langsam hinabschwebt. Wunderbar ist der Anblick, wenn die Sonne durch den Fall hindurchscheint. Trotz all seiner

Schönheit würde der Fall nicht so bedeutend wirken, wenn nicht die grandiose Bergszenerie hinzukäme. — Nachdem wir in Lauterbrunn gespeist hatten, stiegen wir nach Mürren hinauf (3 Stunden). Bis wir oben ankamen, hatte sich ein tüchtiger Regen präpariert, der sich während des Abendessens austobte. Vor dem Schlafengehen stieg ich noch zwischen den Sennhütten einen Abhang hinan. Das Schauspiel war von einer Größe und Gewalt, wie ich es nie früher gesehen, nicht einmal am Hochjoch. Mürren liegt am Rande einer unermesslich hohen Steinwand, die senkrecht abstürzt. Von den Berner Eisklössen ist man nur durch eine schmale, tiefe Talschlucht getrennt. Von allen Seiten starren die Gletscher hinab. Alle fünf Minuten donnerte es von Fels zu Fels: Lawinstürze, die von den noch mit Schnee überlasteten Höhen, vermutlich der Jungfrau und dem Breithorn, zu Tal gehen. Zum erstenmal habe ich diesen Anblick gehabt. Der herabfallende Schnee gleicht ganz einem majestätischen, schäumenden Wasserfall. Es war ein immerwährendes Getöse, denn wenn das Rollen der Lawinen aufhörte, vernahm man die Dynamitexplosionen vom Bahnbau. Hunderte von italienischen Arbeitern sind an der grandiosen Drahtseilbahn nach Mürren, die im nächsten Jahr eröffnet wird, beschäftigt. Welche Motive sind dort für den Maler! Wer mit der Wünschelrute in kunstfertiger Hand an diese Felsen schlägt, kann Gold aus ihnen gewinnen. Wundervoll kontrastieren mit dem blendenden Alpenschnee diese goldbraunen kleinen Hütten mit ihren steinbeschwertem Dächern. Jeder Schritt ein Bild! Leider lebt man nicht vom Malen, sondern vom Verkaufen! Wegen gefährlicher Exkursionen seid völlig unbesorgt. Ich bin der Überzeugung, daß der Hals nicht zum Brechen da ist. Außerdem suche ich in der höchsten Zone gar nicht meine Motive und ein absichtliches Aufsuchen der Gefahr ist nie meine Sache gewesen.

Thun, Juni 1890.

Eben macht die Natur Feuerwerk. Es blitzt und donnert kräftig, nachdem es den Tag über sehr heiß gewesen war. Ich habe einen wahren Arbeits hunger und habe heute nicht weniger als 4 Aquarellskizzen gemacht. Auf der Reise mit meinem Schüler kam ich bisweilen in eine Art nervöser Unruhe, daß ich fort und fort die schönsten Motive zu Bildern um mich sah, ohne die Muße zu haben, sie aufzunehmen. Dieses beständige Malen mit

dem Kopf strengt mehr an, als das Malen mit den Fingern. — Für die Wahl der Schweiz war für mich das Englische ausschlaggebend und diesen Zweck erreiche ich hier auf das Beste. Ich bin hier gezwungen, mehr englisch als deutsch zu sprechen und höre bei Tisch nichts anders als diese Sprache. Im August möchte ich, wenn Mittel vorhanden sind, im Kanton Tessin nach der Natur malen und mein Italienisch vervollkommen. Da ich bereits so weit bin, daß ich in dieser Sprache lese, so wird mich etwas Übung sehr fördern. Du weißt, daß ich mir Sprachen rasch aneigne. Am liebsten würde ich in einer der südlichen Fremdenstationen Engländern und sonstigen Fremden Aquarellstunden erteilen und dabei meine eigenen Arbeiten auf die Ausstellungen schicken. Im Aquarell habe ich so profitiert, daß Du Dich mit meiner Bevorzugung dieses Materials ausjöhnen würdest. In Deutschland sind gute Aquarellisten sehr rar, und sollte es mir glücken, ein solcher zu werden, würde ich immer Absatz finden.

Oberhofen, den 5. August 1890.

Gestern machte ich einen entzückenden Skizzier-Ausflug nach dem kleinen Aeschi, das, oberhalb des Thunersees gelegen, einen prachtvollen Blick auf die Blümli-*Alp* bietet. Der Abschied von diesen paradiesischen Ufern wird mir recht schwer fallen. Es ist jetzt eine Gewitter-Periode und man sieht die wunderbarsten Lichteffekte, die kein Pinsel darzustellen vermag. Heute blies gegen Abend der Föhn heftig und wühlte den See auf. Die Wasser nahmen eine so finstere, grünlichblaue Farbe an, wie ich sie hier noch gar nicht beobachtet habe, und die weißen Schaumkämme waren imposant, wie nur irgend bei uns auf dem Meer. Das Kolorit der Wolken war geradezu phantastisch und wechselte jeden Augenblick wie ein chinesisches Farbenspiel. — An einem köstlichen Vollmondabend fuhr ich allein auf dem See. In dem stillen klaren Wasser spiegelten sich die Berge mit dem letzten Nachglimmen des *Alpenglühens*. Da ging am Horizont, gerade an der Spitze des Mönches, der Jupiter auf und stand wohl 10 Minuten lang wie ein blitzender Diamant auf der Stirn des Schneeriesen und zeichnete zugleich einen funkelnden Weg auf dem Wasser. Dabei reflektierte der See ein Feuer, das Reisende auf der Spitze der Riesens-Pyramide angemacht hatten. Es war ein unvergeßlicher Anblick. Ich wache Morgen für Morgen mit dem entzückenden

Bilde vor meinen Fenstern auf. Wenn ich doch Euch diese Herrlichkeit schauen lassen könnte!

Kaudersteg, den 10. August 1890.

Seit Donnerstag befinde ich mich in Kaudersteg am Gemmi-Paß. Nachdem ich mich von meinen Oberhofener Freunden verabschiedet hatte, ging ich zu Schiff nach Beatenberg und von dort zu Fuß ein Stück auf der neuen Straße nach Interlaken. Sie ist ein Pendant zur Axenstraße. Hoch über dem Seeufer ist sie in den Fels geprengt; es folgt eine Reihe von Tunnels, in deren dunklen Rahmen ein Stückchen des blauen Sees lacht. Bei jeder Biegung der Straße wechselt das Bild. Ich freue mich, daß der letzte Eindruck, den ich vom Thuner See mitnahm, ein so lieblicher gewesen ist. Es gibt wohl keinen zweiten See in Europa, wo sich das Unmutige mit dem Grandiosen so glücklich eint. Gleich am Eingange in den Flecken Kaudersteg habe ich ein ganz einfaches „Badl“ ausfindig gemacht, wo ich billig und anständig aufgehoben bin. Das Zimmer ist allerliebste — eine kleine Koje, in der ich beim Umdrehen stets in Gefahr bin, entweder den Leuchter vom Nachttisch oder die Karaffe vom Waschtisch herunter zu schleudern. Die Gebirgszenerie ist über alle Beschreibung großartig. Das Angenehme bei meinem Quartier ist, daß alle Motive in der Nähe des Hauses sind, so daß ich mit dem Hin- und Herlaufen keine Zeit verliere. Sehr wertvoll sind für mich die „Stromschnellen“ der Kander hinter dem Hause, die ich eifrig studieren will. Es ist einer der schönsten, aber auch der schwierigsten Vorwürfe, diese kochenden, spritzenden Wasser auf das Papier zu bringen. Die Schneegipfel der Blümli-Alp, die Doldenhörner und das Balmhorn sind es, die den Talboden beherrschen. Beim guten Wetter kann diese „Künstler-Villegiatur“ köstlich werden. Die Ausbeute wird hoffentlich eine reiche sein, denn an Fleiß lasse ich es nicht mangeln. In Oberhofen wurde ich von den Engländern immer die emsige Biene genannt, und sollte ich einmal vergnügt in den Hafen der Mittelmäßigkeit einlaufen, so würde die Ursache jedenfalls nicht Mangel an Fleiß gewesen sein. Mit dieser lieblichen Perspektive schließe ich heute!

Kaudersteg, den 15. August 1890.

Für die nächsten Jahre steht la vie de bohème bevor und kaum auf die nächsten vier Monate lassen sich feste Pläne machen!

Möchten Dir doch noch so viele Jahre beschieden sein, daß Du erleben könntest, wie Dein Sohn den Leuten zeigt, daß es nicht Größenwahn und Selbsttäuschung war, mit 30 Jahren noch umzusatteln.

Randersteg, August 1890.

Eine reizende Tour machte ich ins nahe Gosterthal. Der Eingang gleicht dem ins Schnalstertal: es ist eine Ruinenstraße in einer Riesenstadt mit Erfern, Türmen und Zinnen und dahindurch stürmt der Fluß hinab über Felsentreppen. Nur eine Stunde um Mittag fallen Sonnenstrahlen in die „Kluis“. Am Ende der Schlucht geht es über eine Brücke, das Tal öffnet sich zu einem Kessel, dessen Boden mit dunklen Fichten bestanden ist, der Fluß fließt ruhig über Kiesgrund in einem breiten flachen Bett. Liebliche kleine Inselchen liegen darin mit Weiden- oder Ellerngestrüpp bewachsen. Von allen Felswänden plätschert es: bald kommen die Wasserströme direkt aus einer Felsenrize sprudelnd, bald lassen sie sich bis zum Gletscher verfolgen, und das Auge wird nicht müde, diesen grazios herabfallenden Schleiern zu folgen. Alle diese Wasser entströmen dem mächtigen Balmhorn, der sich mit seiner blendend weißen Schneespitze von keiner andern Seite so erhaben anschaut. Alles das flimmerte und funkelte in jenem feinen Silberstaubduft, der so schwer auf Bildern wiederzugeben ist. Um Mittag langte ich nach vierstündiger Wanderung am Ende des Tales an, dort, wo der mächtige Randersteg-Gletscher, geborsten und zerklüftet, zu Tal hängt. Die zahllosen Risse schimmerten im hellsten Blaugrün und aus einer Höhlung quoll ein reicher Wasserstrom, an der Felswand sich in zahllose Einzeläden zerteilend. Die zackige Felsreihe rechts war vom Blümlis-Alphorn weit überragt und die links vom Tschingelgrat. Obgleich hungrig und müde vom Marsch, setzte ich mich gleich hin und machte eine Farbenskizze, die den Gesamteindruck ganz gut wiedergibt. Dann stieg ich wieder abwärts zu den paar Weilern, die am Fuß des Löttschenpasses liegen, um dort etwas zu genießen und womöglich auch zu übernachten. Heilige Pauline von Wesenberg! Dein Kaffee war Nektar gegen dieses unqualifizierbare Gebräu, das in einer braunen henkellosen Tasse, auf einem Suppenteller als Unterlage mit großem Zinnlöffel serviert wurde. Doch der Schmant war gut, der Durst besser und die Wesenberger Fliege, die mir einst den Rest von Appetit verschuecht hatte, fehlte, und so gingen drei (!) Tassen herunter. — Darauf Inspektion des

Lagers! In dem braungeräucherten Zimmer eine braune Lagerstatt mit Laken und Federbett in Blanc-foncé. Ich plauderte noch etwas mit den Wirtsleuten und legte mich dann zeitig nieder. Meine Epidermis mit dem Bettzeug in direkte Berührung zu bringen, wagte ich nicht und kleidete mich darum nur halb aus. Doch bald entfaltete alles, was sonst noch im Zimmer Beine hatte, ein rühriges Leben. In meiner Herzgrube wurde ein wildes Bachanal gefeiert, dessen Teilnehmer sich an meinem Blute berauschten. Am ärgsten trieb es ein noch junger, aber kräftig gebauter Floh mit wunderbar elastischem Sprunggelenk. Doch gelang es mir, seiner habhaft zu werden, und er blüßte seinen jugendlichen Feuereifer mit dem Tode. Natürlich war bei dem Bestreben, der Meute Herr zu werden, der Schlaf gewichen, und nachdem ich mich zwei Stunden auf dem unappetitlichen Lager gewälzt hatte, stand ich auf. Es war noch halbe Nacht und die letzten Sterne erloschen eben. Ich wusch mich draußen im eiskalten Bach, was mich köstlich erquickte, nahm Malfasten und Mappe und stieg den Weg zum Löttschenpasse hinan. Das Gras der Matten glänzte weißgrau vom Tau, die Bergzacken über mir hatten noch ihr nächtliches Schwarzgrau. Die Stille war wahrhaft erhaben. Man hörte nur das dumpfe Bullern der im Gießbach rollenden Steine. Ich stieg höher und höher, der Pfad war steinig und steil. Als ich die Grenze der Baumzone passierte und die letzten verwitterten und durch Sturm und Lawinenstürze verstümmelten Lärchentannen hinter mir hatte, begann die erste Morgenhelle sich an den Schneegipfeln zu zeigen. Der Gletscher, den ich gestern im hellen Sonnenglanze hatte funkeln gesehn, lag noch gleich dem ganzen Talboden in duftigblauem Schatten. Trotzdem mich der schwere Tornister stark drückte, stieg ich bis nahe zum Löttschengletscher. Es war mittlerweile hell geworden und ich hatte einen Herrn vom Alpenklub getroffen, mit dem ich zusammen stieg. Dann, an der Grenze, wo die letzte Vegetation mit dem kahlen Gestein ringt, hielt ich ein kleines Schläfchen und stieg dann mit einer rasch ausgeführten Studie im Album wieder talwärts. Noch am halben Nachmittag trat ich ohne Träger den Rückmarsch an. Die nächste Nacht schlief ich dann allerdings zwölf Stunden.

Randersteg, den 26. August 1890.

Wenn ich zeitweilig vergessen konnte, daß das Klima von Randersteg etwa dem des nördlichsten Finnland entspricht, so wurde

ich heute auf das nachdrücklichste daran erinnert. Alle Berge sind weiß bis zum Gürtel und es weht eine frostige, aber doch erquickende Herbstluft. Die Nacht war auch nicht lieblich. Radau und Keilerei bis drei Uhr morgens in der Wirtsstube. Erst Begrüß, dann: „Schäme dich, schlechter Hund, — schlechter Hund, schäme dich“ im 17-maliger Wiederholung, endlich ein dumpfes Geprassel in dem Flur. Am Morgen eine Blutlache. Der Haupttrakehler war gegen einen Stein geworfen worden und hatte tüchtig abgefriegt. Da es im Hause wie auf dem Resonanzboden eines guten Bechsteinschen Flügels schallt, mußte ich mich für heute mit einigen Stunden Morgenschlaf begnügen.

Kandersteg, „in Nord-Lapland“, den 31. August 1890.

Es ist plötzlich so viel Schnee gefallen, daß er über die Knöchel reicht. Die Gegend ist gar nicht wiederzuerkennen, die Berge sind in Wolken gehüllt, auf den Bäumen liegt der schwere tauige Schnee und verdeckt sie. Die Flocken taumeln wie mäßiggroße Waschlapfen herab. Alles erinnert an einen schlechten estländischen Novembertag, selbst die gurgelnden Laute des „Schwyzer-Dütsch“ an die heimatischen „kurrats“. Aber alles in allem genommen fühle ich mich trotz der Metamorphose ganz wohl. Ich sitze mit den Wirtzleuten, dem Schullehrer und einigen wetterharten Führern in der warmen Wirtzstube und amüsiere mich ganz gut. Die Fremden sind natürlich wie weggeblasen, zum Leidwesen derer, die auf Exploitation derselben angewiesen sind. — Am 1. September. Es schneit immer noch! Im Dorfe herrscht Unruhe wegen des zahlreichen Viehs, das noch oben auf den höchsten Matten sich befindet. Die Schafe, die in den höchsten Regionen weiden, sind ganz sich selbst überlassen, da bei dem tiefen Schnee niemand zu ihnen kam. Sobald die Sonne oben zu wirken beginnt, muß es zahllose Lawinstürze geben und die armen Tiere werden dann von den rutschenden Massen in die Abgründe gesetzt. Das Großvieh und die Ziegen sind meistens schon zu Tal geführt. Bei der Gelegenheit bekommen die Tiere kolossale Glocken, ihre Paradeuniform. Der Leitbull hat eine Glocke von der Größe eines Kessels am Hals und gleicht mit dem auf der Stirn befestigten einbeinigen Melkstuhl einem ägyptischen Apis. Da diese Viehkaramanen ununterbrochen einander folgten, könnt Ihr Euch den Radau denken. Ein achtjähriger Bullochje hätte davon nervenschwach werden können!

Sierre, den 16. September 1890.

Mittlerweile habe ich meinen guten Gesundheitszustand zu zwei herrlichen Hochtouren benutzt: Balmhorn und Dündengrat. Solange ich lebe, wird mir diese Erinnerung, wenn die Mühsalen der Besteigung vergessen sind, eine glanzvolle sein, zumal am ganzen Himmelsgewölbe nicht ein Wölkchen zu sehen war. Nur über dem fernen Jura lagerten einige Dunstschichten. Man sah in das Unermeßliche. — Die letzten Tage in Randersteg stellten starke Anforderungen. Nach einer schlaflosen Nacht auf das Balmhorn (10 St.), Marsch auf Felsen und Eis, oft in knietiefem Schnee. Am andern Tage auf „die weiße Flüh“ nach Edelweiß, auf die Gemmihöhe und zurück nach Randersteg (7 St. Marsch). Am dritten Tage zum Dünden-Paß in die Gletschervelt der Blümlis-Alp auf furchtbar beschwerlichen Wegen mit Tornister (7 St.); in der Klubbütte übernachtet, um 3 Uhr aufgestanden — auf den Hochtürfligrat, auf das Schwarzhorn über Schiefermoränen und zum Abend zurück nach Randersteg. Dann schlief ich aber auch 11 $\frac{1}{2}$ St., so daß die Wirtin fürchtete, daß ich ins Jenseits hinüberichliefe. Am andern Morgen fühlte ich mich erfrischt und erquickt wie nie. — Ich habe da oben etwas skizziert, doch hielt man es höchstens 20 Minuten beim Malen aus, dann erstarrten Hände und Zehen. — Mit der Zeit hatte sich eine starke Sehnsucht nach zivilisierter Umgebung und milderen Himmelsstrichen eingestellt, und so schnürte ich denn am Sonntag mein Bündel und stieg abermals den wohlbekanntem Gemmipfad hinauf. Malend und photographierend ging es langsam vorwärts und am Abend um 6 Uhr war ich auf der Paßhöhe, wo es schroff ins Wallis hinabgeht. Die ganze Kette der Walliser Alpen — Monte Rosa, Matternhorn u. — glühte im letzten Sonnenlicht. Es war ein weihvoller Abschied aus der Hochgebirgswelt. Dann ging es hinab die berühmten Gemmi-Rehren nach Bad Leuk, das in blauschwarzer Tiefe unten lag. Die Felsen fallen in einigen Abjäten fast 3000 Fuß. Im vorigen Jahrhundert hat man statt des alten, lebensgefährlichen und weiten Fußpfades einen Reitweg angelegt, der der Bahn eines Bohrwurmes in einer Holzwand gleicht. In abenteuerlichen Windungen schlingt sich der Weg, meistens in den Felsen gehöhlt und oft die obere Partie über der unteren hängend, durch das Felsenlabyrinth. Besonders schauerlich sind die Wände der Abstürze in der Dämmerung. Mir erzählte ein Herr, der am Abend hatte

hinunterwollen, er sei umgekehrt, weil es ihm zu schaurig gewesen. — Die Nacht blieb ich im Leuker Bad. Es ist dort jenes Etablissement, in dem die Patienten 5—6 Stunden im gemeinsamen Bassin bleiben, — essend, trinkend, lesend und Schach spielend. Ich hatte gehört, daß es Haupttuck sei, wenn jemand als Zuschauer mit dem Hut auf dem Kopf auf die Gallerie tritt, ihn durch Spritzen und Schreien zur Abnahme des Hutes zu veranlassen. Ich trat also pazig mit dem Hut ein „um auch das mitzumachen“. Es „wimmelte“ aber nur ein unglücklicher Krüppel, gichtbrüchig, melancholisch im Bassin. Die Saison war bereits ihrem Ende nahe, und so unterblieb die Manifestation. — Das Matterhorn hat neuerdings wieder mehrere Opfer gefordert. Zuerst kam ein Führer in einem großen Schneegestöber um, dann wurden drei Deutsche durch einen Sturm hinabgefegt. Sie waren eben einer Partie, die unverrichteter Sache von der gefahrvollen Stelle umkehrte, begegnet und dringend vor dem Sturm gewarnt worden. Wenige Minuten später sahen die Zurückkehrenden die drei stürzen! — Das Wetter ist jetzt sonnig, aber schwül und wolkig. Welch ein Unterschied in der Luft zwischen Randersteg und Sierre! Es ist, als ob Du an einem klaren Apriltage bei uns plötzlich in eine Weinstube eintrittst. — Seit zwei Wochen träume ich Nacht für Nacht von graufigen Abgründen, Schneespalten, schaurigen Felsenhöhlen, in die ich hinein muß. Nicht wenig trägt wohl zu diesen nächtlichen Visionen ein Schreck bei, den ich bei meinem Abstieg vom Hochtürli-Grat hatte. Mein Träger hatte die üble Gewohnheit, unachtsam und die Hände in den Taschen dahinzuschlendern. Außerdem hatte er meine zusammengebundenen Utensilien, statt sie fest auf den Rücken zu schnallen, nur lose über die eine Schulter geworfen. Natürlich bummelten und schaukelten dieselben beständig. Bereits auf der Kante einer Moräne stolperte er. Ich machte ihn darauf aufmerksam, wie leicht er unter den angedeuteten Umständen das Gleichgewicht verlieren könne. Der Bursche, ein prächtiger, sympathischer Junge von 18 Jahren, aber von entsetzlichem Phlegma, antwortete mit einem begütigenden: „Dooch nein“. An einer Steinfpassage im felsigen Terrain stolperte er zum zweitenmal, ohne Schaden zu nehmen. Nun kamen wir zum Dschinen-See, den man in einer Höhe von c. 5000 Fuß auf einem, einer steilen Wand entlang führenden Pflweg umgehen muß. Zwischen Pfad und Abgrund ist an meisten Stellen ein steiler, mit spärlichem Gras bewachsener Hang von c. 8—10 Fuß Breite. Die Passage ist bei

etwas Sorgfalt im Gehen absolut ungefährlich. Nun könnt Ihr Euch mein jähes Entsetzen denken, wie der Burjche, der vor mir geht, plötzlich stürzt und dem Abgrunde zurollt! Etwa drei Fuß vom Rande entfernt, gelingt es ihm, mit den sich einfallenden Händen einen Stein oder Grasbüschel zu fassen, und er ist gerettet! Auch in dieser Situation verließ ihn seine Seelenruhe nicht. Ohne eine Spur von Unruhe zu verraten, kletterte er zum Weg hinauf, kramte die Sachen zusammen und setzte, als ob nichts geschehen wäre, den Weg fort. Mir schlotterten noch nach einer Stunde die Knie!

München, den 13 Oktober 1890.

München konzentriert sich für mich dieses Mal in der Ausstellung; ich habe in derselben Hütten gebaut. Heute von 9—4 Uhr mich daselbst herumgetrieben und viel Bedeutendes in Öl, sehr wenig Gutes in Aquarell gesehen. Daß der Kopf einem etwas brummt, wenn einem allmählig 20,000 Bilder vorgeführt werden, kannst Du Dir denken! Unsere Berliner Ausstellung wird bald geschlossen, daher muß ich mich sputen. Ich freue mich unendlich auf die wiederbeginnende Atelierarbeit. Du glaubst nicht, mit welcher Lust und Leichtigkeit ich arbeite. Vor Prof. Gschke brauche ich nicht zu erröten. Ich trete mit etwa 60 fertigen Aquarellskizzen und Studien vor ihn hin; hoffentlich ist er auch zufrieden.

Berlin, Oktober 1890.

Die Atelierarbeit ist trefflich im Gange. Um mich wieder in die Öltechnik, die der Aquarelltechnik fast in allen Punkten entgegengesetzt ist, einzuleben, habe ich in „frankhafter“ Schnelligkeit, wie Prof. Gschke scherzend sagte, fünf Ölstudien von ihm kopiert. Dann kam das estländische Strandbild dran. Als ich es hervorholte, enttäuschte es mich; in der Erinnerung däuchte es mich besser. Ich machte Gschke darüber eine Bemerkung. Er erwiderte: „Wir geht es eigentlich auch so und den Grund will ich Ihnen sagen. Ihre letzten Studien vom Sommer haben uns den Geschmack für das, was Sie früher geleistet, verdorben. Sie haben eben ihr einstiges Können überholt.“ Dann sagte er nochmals: „Unter Ihren Sommerarbeiten sind reizende Sachen.“ Ich schreibe Dir das nicht, um mit des Professors Ausprüchen alberne Pfauen-

räder zu schlagen, sondern damit Du in Augenblicken der Mutlosigkeit dessen bewußt sein kannst, daß Gische Stücke auf mich hält. Eigentümlich, daß alle Künstler, die die Skizzen durchsehen, einstimmig eine unscheinbare, flüchtige Arbeit aus Lausanne als die beste erkennen, auf die ich selbst wenig Wert legte. — Es stehen mir noch knappe Zeiten bevor, aber bei meinem Fleiß muß es mir gelingen, mich über Wasser zu erhalten.

Berlin, den 11. November 1890.

Gestern wurde ich von Professor Gische im Malerverein promoviert, eine Prozedur, bei der man von der Estrade aus dem staunenden Künstlervolk gezeigt wird, nachdem die Aufmerksamkeit desselben durch Schellen mit einer Glocke erregt worden ist. Ich lernte verschiedene Herren kennen, darunter Lueders, den Spezialartisten des „Daheim“, mit dem ich mich gleich über baltische Zustände zu „holzen“ anfang.

Berlin, Februar 1891.

Es wird mir wohl sehr schwer fallen, Anfang März die Kunststadt zu verlassen. Doch habe ich auch schon rechtes Verlangen nach Hause. Stunden in der Malerei werde ich zuversichtlich einige haben. Nur vor Latein und Griechisch graut mir mehr denn je, nachdem ich mir den klassischen Zopf abgeschnitten hatte. Jetzt soll er mir wieder wachsen!! Entsetzlich!

Reval, den 8. Mai 1892. An den Gardeleutnant A., in Berlin.

Das Motiv des beifolgenden Aquarells ist sehr schlicht. Der kommende Sommer verspricht mir reiche Ausbeute an Studien, da ich einen längeren Strand- und Landaufenthalt bei Bekannten und Gönnern der Kunst in Aussicht habe. Leider ist wenig Aussicht vorhanden, meine Freunde in Deutschland bald besuchen zu können. Der Weg zur Unsterblichkeit ist noch weit; erst mit dem Ruhm kommt bisweilen auch der Mammon und der ist nun einmal zum Reisen unbedingt erforderlich. Wir werden also wohl, bis mein Name in der Künstlerwelt einen metallischen Klang bekommt, auch weiterhin brieflich zu verkehren haben. —

St. Petersburg, den 1. November 1895.

Gestern besuchte ich zum erstenmal den Klub der „Понедѣльникъ“. Es ist ein Verein, der unter dem Protektorat des Herzogs von Leuchtenberg steht und den Zweck hat, einen Berührungspunkt zwischen Künstlern und Kunstliebhabern zu bilden. Ich fand schon viele Bekannte vor und wurde sehr freundlich aufgenommen. Es wird dort nach dem Modell gezeichnet und man hat im Laufe des Jahres einige Bildchen zu liefern — sonst kostet es Künstlern nichts. Um 12 Uhr ist ein gutes Abendessen, gleichfalls gratis. Gegen 12 Uhr erschienen einige Gardeoffiziere, die sich sehr freundschaftlich mit den Künstlern und Gästen begrüßten. Einer trat auch auf mich zu, um mich zu begrüßen. Wir schüttelten uns die Hände und ich nannte meinen Namen. Zu meiner Verwunderung nannte er den seinen nicht, sondern sagte nur: „очень радъ“. Auf meine Frage, wer der Offizier sei, sagte mir ein Maler, es sei der Herzog von Leuchtenberg gewesen. Der Herzog, der ziemlich oft den Kreis als Präsident besuchen soll, blieb den ganzen Abend bei uns und benahm sich sehr zwanglos und nett; von Etikette war gar keine Rede. Ein junger Zithervirtuose aus Nürnberg, der uns durch sein entzückendes Spiel bei der Arbeit erfreut hatte — es ist nicht zu glauben, was die Zither unter seinen Händen wurde — war beim Souper als Ehrengast neben den Herzog gesetzt worden. Anfangs las man auf seinem Gesicht sehr deutlich die qualvollste Befangenheit. Da der Herzog sich aber sehr freundlich mit ihm deutsch unterhielt, wich allmählich die Pein. Er wurde munter, fing an Anekdoten zu erzählen und bot schließlich mit gutmütigem Lächeln eine Papyros an.

Christiania, Juli 1898.

Es geht auch hier nicht ohne erheiternde Erlebnisse ab. Ich nahm ziemlich viel die Dienste eines intelligenten, deutsch sprechenden Portiers in Anspruch, schickte ihn für mich in ein Kontor, ans Telephon und ließ mir jede Auskunft erteilen, behandelte ihn aber in höflicher, doch sehr knapper Form, da diese norwegische Gemütlichkeit bei Kellnern u. mir doch etwas stark vorkam. Gestern Abend Tableau! Der Portier entpuppt sich als — Herr Ch. aus Kopenhagen, auch Hotelgast wie ich. Er war ein Opfer seiner Wachstuchmütze und allzugroßer Dienstbereitschaft geworden. Vor-

stellung, Gelächter und eine Flasche „Pilsener“. Er bat mich sehr freundlich, ihn in Kopenhagen zu besuchen und sang mir am Abend dänische Lieder vor. Eine kleine, etwas vielweilige Dame hatte ich einige Male „geküßt“, da sie sich immer in unser Gespräch mischte. Es stellte sich heraus, daß es seine Mutter war!! Schön, wenn ich ihm bei der Abreise 100 Öre in die Hand gedrückt hätte! Das hätte dem Ganzen die „Krone“ aufgesetzt! — Hier habe ich mehr Betrunkene auf der Straße gesehen als in Stockholm. Sonntag malte ich am Nachmittag bei Oskarshall, einem königlichen Lustschloß. In der Nähe war ein Knotenpicknick und ich wurde anfangs ziemlich von ihnen belästigt. Plötzlich entstand infolge großer Trunkenheit eine gräßliche Keilerei, die mich längere Zeit umtobte, so daß meine Aufmerksamkeit zwischen Landschaft und Kampf geteilt war. Ruhe trat erst ein, als das Karnickel verhauen abzog. Ihm war die Nase „geküßt“ worden, wie er stets wiederholte und Blut floß ziemlich reichlich. — Eben kaufte ich in einem Magazin Ansichtskarten. Da raunte mir der Verkäufer zu: „Wollen Sie Dr. Ibsen sehn? Da geht er!“ Natürlich benutzte ich die Gelegenheit und folgte ihm. Ich konnte den alten „Nordischen Eisbär“ mir gut ansehen. Der weltbekannte Kopf mit den durchdringenden Augen, die weiße Mähne, die kleine untersezte Figur schien hier wohlbekannt zu sein. Ich bemerkte, daß er fast von allen Passanten erkannt und fixiert wurde. Es war doch ein günstiger Zufall, daß ich ihn, der mich als einen ausschlaggebenden Faktor in der modernen Weltliteratur sehr interessiert, zu sehen bekommen habe.

Bergen, Juli 1898.

In Mosø, einem kleinen Ort am Ausgange des Christianiafjords, war eben im Beisein des Königs große Regatta gewesen. Noch standen alle Yachten im Flaggen Schmuck und ein großes Treiben herrschte in allen Straßen. Wir fuhren bei einer sehr eleganten weißen Yacht vorbei — es war Fritjof Mansens Segler. Er selbst stand auf Deck, durch das Glas gut kenntlich. Wir „charterten“ ein Ruderboot und fuhren ziemlich frech in nächster Nähe um die Yacht herum, so daß ich mir ihren berühmten Besitzer gut ansehen konnte. Wir waren übrigens nicht die einzigen, die die günstige Gelegenheit wahrnahmen. Ein paar Schüler lagen wie gebannt mit ihrem Boot am Bord von Mansens Fahrzeug und

starrten ihren „Helden“ an. Da ich in drei Tagen zwei Berühmtheiten ersten Ranges zu sehen bekommen habe, kann ich wirklich nichts mehr verlangen. — Seit vorgestern bin ich in Bergen, wo es natürlich die Hälfte des Tages gießt. Bergen ist für Europa daselbe, was Cherra Pungi für Asien — der regenreichste Ort. Die Stadt ist unendlich malerisch mit ihren in das Wasser auf Pfählen hineingebauten Backhäusern von höchst origineller Form, mit den alten Holzhäusern am Hafen, der von Fahrzeugen wimmelt. Das alles überragt von den hohen Fjelds. Zwischen den alten Häusern überall ganz schmale, spaltartige Straßen, zum Teil mit Brücken, die oben herüberführen, Straßen, in denen es seit 800 Jahren nach gesalzenen Fischen und Tran gerochen hat. Zwei ganz gelungene Skizzen habe ich hier schon gemacht.

Norwegen, 4. September 1898.

Seit vorgestern in Fjærland, an einem der vielen Ausläufer des 200 Werst langen Sognefjordes. Laut Bädeker befinde ich mich in einer norwegischen Charakterlandschaft von großartiger Wildheit. Nach dem, was ich bisher schon gesehen, könnte ich auch in einem Dorf des Zuidersees in Holland sein — endloser Regen rieselt hernieder und die Berge sind grau verhängt. Wenn Du aber denkst, daß ich deshalb in der Arbeit feiere, so bist Du sehr im Irrtum. Ich male einstweilen Vordergründe und behalte mir vor, die resp. Hintergründe später nachzumalen, wenn der Himmel wieder einmal ein Einsehen hat und sparsamer mit den großen Wasservorräten umgeht. Balholmen mußte ich verlassen, weil es keine Höhlung, kein überhängendes Dach, keine Türöffnung mehr gab, von der heraus ich noch malen konnte — alle waren schon benutzt worden. Der sonst so lichtfrohe Künstler ist in diesem verrückten Sommer zum regenscheuen Höhlenmenschen geworden — pictor pluviphobus troglodytes! — Wenn ich sage, daß von den Bergen wenig zu sehen ist, so hat es doch, namentlich gestern, Momente gegeben, wo sie sich, für kurze Augenblicke nur, in märchenhafter Pracht entfalteten. Wie sind ja die Tinten so köstlich in den Bergen, die Lichteffecte so blendend wie an Regentagen, wenn die Wolkenhülle einmal zerreißt. Mit einem Schlage wurde plötzlich hoch in den Wolken sichtbar der blendend weiße Schnee des Jostedal's Broe (des größten Firnsfeldes in Europa) mit den hellgrünen Spalten in greifbarer Nähe. Zwei Gletscher, der Bojum Broe und

der Lophelle Broe, gehen so tief ins Tal, daß sie fast auf dem Meeresniveau auslaufen! Hier endlich habe ich das gefunden, was mir als Bild von Norwegen in der Vorstellung vorschwebte. Alles bisher Gesehene war schön, aber nicht so überwältigend, wie ich es mir gedacht hatte. — Ich thronete hier als Alleinherrscher im Hotel M. Im Speisesaal, der für 200 Personen berechnet ist, wird für mich allein gedeckt und das Hotel wird meinerwegen offen gehalten. Der Wirt, der ein netter, gebildeter Mann ist, bleibt ganz gern noch etwas länger hier. Er interessiert sich sehr für Bilder und malt selbst etwas. So verkehren wir angenehm auf Spaziergängen und nach den Mahlzeiten. An gewisse Formlosigkeiten gewöhnt man sich in diesem demokratischen Lande bald. Herr M., der sich gelegentlich auch der Hand als Taschentuch bedient, hat Calluſt und Homer gelesen und weiß interessant über Geschichte und Literatur des Landes zu berichten. Er sucht es mir hier so angenehm als möglich zu machen und hat mir seine „fürstliche“ Wohnung eingeräumt: Schlafzimmer und einen großen Salon mit Erker. Es sind das die „Gemächer“, die kürzlich Prinz Heinrich von Preußen bewohnt hat.

Själänd, den 10. September 1898.

Es regnet ohne Unterbrechung. Bisher waren doch immer bei etwas Wind klare Momente, aber jetzt ein leiser „ſorri“. Das Barometer hat es möglich gemacht, noch zu fallen! Merkwürdig ist, daß ich heute gerade bei dieser Landregenstimmung eine meiner gelungensten Studien — eine Gruppe alter Häuser — gemalt habe; natürlich aus einer Höhle heraus. — Heute morgen habe ich mit dem Bruder des Hotelwirts zum Bojum Gletscher eine herrliche, unvergeßliche Tour gemacht. Es regnete nur etwa fünf Stunden, also für diesen Herbst „köstliches“ Wetter. Die Fahrt ging zuerst durch gut bebauten Land in einem breiten, durch gewaltige Gebirgsformen begrenzten Tal, dann wurde der Charakter immer wilder und rauher, zuletzt passierte man noch einige, jetzt bereits verlassene Sennhütten als letzte Spuren menschlichen Lebens, dann hörte die Vegetation auf, man überschritt die Schuttmoräne, bis man den Gletscher endlich erblickte, der sich 3000 Fuß in einem erstarrten und zerklüfteten Strom zwischen starrenden Felspitzen und Steilwänden talwärts drängt. Wundervoll war es, wenn einzelne Sonnenblicke die schwebenden Nebelmassen durchbrachen

und das Eis in blendendem Weiß mit seinen tiefblaugrünen Spalten erglänzte. Ein wundervoller Kontrast zu dem herbstlich gefärbten tiefbraunroten Haideland mit einzelnen gelben Birken. Am Fuß des Gletschers ein Chaos von turmhohen Eiszadeln und Schollen. Aus einem geheimnisvollen Tor von einem märchenhaften durchsichtigen Blaugrün strömte der schäumende „Eis“ mit milchigem Wasser. Ich konnte trotz etwas Regen zwei Studien machen. Erst mit Anbruch der Dunkelheit waren wir wieder zu Hause im gemütlichen Heim. — Doch nun macht sich auch schon das Heimweh geltend und ich sehne mich nach meinen Lieben und dem unordentlichen Atelier. Hier habe ich viel zu wenig Sachen, um das Zimmer wirklich so recht von Grund aus zu verframen. Lebe recht wohl, mein liebes, altes, treues Mütterchen! Du glaubst nicht, wie oft ich Deiner gedenke! Es ist gut, zuweilen in die weite Welt zu gehen. Man lernt erst werten, welch goldenen Schatz von Liebe man an der Mutter hat. Man trifft allerlei Menschen, oft freundliche und gute, meistens höfliche und gleichgültige. Herrlich, wenn man sich sagen kann: Ich habe weit, weit von hier ein Herz, welches zu allen Zeiten und unter allen Umständen so warm für mich geschlagen hat, wie überhaupt nur ein Mutterherz schlagen kann, und dieses Herz wird, solange es lebt, für mich schlagen! — Man wird im täglichen Besitz aller der Liebesgüter so lag und lau in der Liebe und oft recht lieblos!

Gudwangen, den 20. September 1898.

In Balholm benutzte ich den Tag bis zum Abgang des nächsten Schiffes zur Arbeit und fuhr bei schönstem Mondlicht in zwölf Stunden nach Laerdalsören, einem Ort, der mit mehr Recht „Deddalsleeren“ heißen könnte, wie ich in müßiger Einsamkeit auskügelte; so nüchtern und ungemütlich liegt er zwischen hohen, steilen und fast ganz fahlen Berghängen. L. ist lediglich ein Ort der Passage. Hier muß alles durch, was vom Sognefjord, an dessen äußerstem Zipfel L. liegt, in die östlichen Gebiete, Christiania u. will. Von hier aus geht es über die Bergpässe in das flache Land. Auf der Karte sieht der Sognefjord wie eine nette, kleine Hafeneinfahrt aus — in Wirklichkeit ist er in gerader Linie c. 200 Werst lang, ungerechnet die zahllosen Verzweigungen. In Laerdal hatte ich nur 3—4 Stunden auf den Dampfer zu warten, der mich nach Gudwangen bringen sollte. Von unbeschreiblicher

Macht war der Eindruck, den der Røroffjord in dem wunderbaren Licht, in dem ich ihn sah, hervorrief. Dieser Fjord, ein Arm des Sogne, ist unter den andern Fjords dasselbe, was der Königssee unter den Alpenseen ist. Es wird stellenweise so schmal, daß die Entfernung der Ufer nur wenige 1000 Meter beträgt und hat Steilwände von 4—6000 Fuß Höhe! Nur hier und da menschliche Ansiedelungen in einen Winkel geschmiegt, die Verbindung nur mit dem Boot, da für Pferde nur selten Platz ist. Im Winter kommen beständig von den Felsmauern die Lawinen herunter, so daß der kleine Postdampfer, der täglich den Fjord befährt, oft in allergrößter Gefahr ist. Der Fjord ist so schmal, daß eine Lawine, wie der Kapitän mir erzählte, ihn oft ganz ausfüllt und die Ausläufer noch das andere Ufer erreichen. Bleibt ein Dampfer, selbst einer von den größeren, darunter, so ist er geliefert. Der Dampfer „Laerdal“, mit dem ich fuhr, war einmal nur wie durch ein Wunder entronnen — das Achterdeck hatte noch einen Teil des Schnees abbekommen. — In diese düstere Felsen- und Wasserstraße fuhren wir um 12 Uhr nachts ein. Der Mond verschwand oft hinter den Felsenkolossen, die finster und schwarz über dem dunklen Wasser hingen. Von dem Schnee auf ihren Häuptern sah man nur wenig, weil die Wände zu steil aufstiegen. Oft fuhr man direkt auf eine Felswand los, und es war gar kein Ausweg zu sehen, bis sich seitlich eine schmale Durchfahrt öffnete. In der Saison gehen die Dampfer am Tage, so daß ich annehme, daß nicht viele Touristen den Røroffjord in so schauerlicher Großartigkeit gesehen haben. — Gudvangen ist, so viel es auch des Malerischen bietet, mit Fjærland und Balholm verglichen, ein sehr ungemütlicher Aufenthaltsort, namentlich bei Regen: eine Gruppe von 15—20 Häusern an einer Straße gelegen, die am öden, kleinen Hafen endigt. Zu beiden Seiten die Steilwände ansteigend und eine kümmerliche Vegetation. Wegen des Regens muß ich wieder „Höhlenbilder“ malen. Wie zum Hohn fallen mir oft meine zwei Tuben „bleu céleste“ zwischen die Finger; benützt habe ich sie selten genug!

Segewold, den 7. Juni 1901.

Die livländische Schweiz wäre für Dich nicht zum Wohnen da man kaum zwei Schritte auf ebener Fläche macht und fast nur Laubwald zu haben ist. Allerdings was für ein Laub! Urgewaltige Ulmen, schon von Turmhöhe, Linden, Silberweiden u. s. w.,

alles von Saft und Kraft strotzend. Die Abhänge sind etwa von doppelter Höhe, wie die bei Wenden und wohl auch doppelt, resp. dreimal so hoch, wie unser Glinz bei Strandhof, so daß man wirklich den Eindruck hat, als ob man sich im deutschen Mittelgebirge befände, zumal das Vorherrschende der Ulme, die ja sehr in ihrer Blattform an die Buche erinnert, die Ähnlichkeit noch steigert. Die Gegend steht in garnichts Thüringen nach und hat sogar den Vorzug des ansehnlichen Flusses, dessen Windungen sich meilenweit verfolgen lassen. Vorgestern war bei der wechselnden Beleuchtung mit Sonne, herrlichen Wolken Schatten, die über die Gegend hinzogen, der Blick von der Treydenschen Terrasse ganz hinreißend schön. Dabei ist jeder Fußbreit Landes hier historisch. Ich schlafte auf der Stelle des Brückenkopfes der alten erzbischöflichen Burg Treyden. Gegenüber unsrem Hause erhebt sich der imposante Berg, auf dessen Spitze der Livenfürst Kaupo residierte, der zuerst das Christentum annahm und dafür von seinen Mannen erschlagen wurde. — Jetzt muß ich Dir erzählen, wie es kam, daß ich in Treyden und nicht in Segewold bin. Um neun Uhr morgens traf ich in Segewold ein, orientierte mich über die Lage der Pensionen, die alle ziemlich weit von der Ruine waren, und machte mich dann zu einem Gange in das Natal auf. Die Burg Kremon mit ihrem roten Turm auf dem gegenüberliegenden Ufer lockte mich mehr, als ich beabsichtigte — es schien erst so nah, ich ließ mich mit dem Brahm übersetzen und besah die Gutmannshöhle und die Burg, (leider ohne Führer, der in Reval geblieben war!) Wie ich am Gutshause von Kremon vorübergehe und noch denke: „Wer mag hier wohl wohnen?“ werde ich aus dem Fenster angerufen, und Baron Alexander St., mein alter Freund, stürmt heraus. „Wie kommst Du nach Treyden?“ fragt er. „Du meinst wohl Kremon?“ frage ich kontra. Großes Qui pro quo, das sich in allgemeines Gelächter der übrigen, die auch hinzugetreten waren, auflöste. Es erwies sich, daß ich nicht in Kremon, sondern in Treyden war. St. zitierte eine Stelle aus dem „Kollwagenbüchlein“ von jemand, der in Straßburg war, „vermeinte aber in Schlettstadt zu sein“. So bewohne ich denn mit dem Hauslehrer zusammen ein reizendes, mit wildem Wein umsponnenes Häuschen, dessen Veranda auf den herrlichen grünen Abhang geht.

Zwischen der Grenze und Buda-Pest im November 1901.

Eingepfercht im Kupee mit drei Personen und halb erdrückt von Gepäckstücken aller Art. Eine Dame ist nämlich auch dabei,

eine große, schwarzäugige, glutsprühende Griechin aus St. Petersburg. Der Mann ist Arzt, sehr verliebt, und scheint schon längst auf eine Meinung der Frau gegenüber verzichtet zu haben. Für die Nacht etablierte sie sich auf seiner Schulter mit einem großen Kissen und erklärte: „Ich schlafe auf der Reise immer schlecht; daher braucht mein Mann auch nicht zu schlafen.“ Im übrigen ist sie sehr nett und amüſant, Wiener Typus und Dialekt. Als ein sehr knotiger ungarischer Geschäftsreisender für meine Sachen nicht gleich Platz schaffen wollte, wurde er von der Griechin mit antiker Größe zur Ruhe verwiesen. Sie sah in dem Augenblick wie Medea aus. Gegen fünf Uhr morgens begann das Ehepaar mit der Manipulation des Bergens der nicht für die Augen der Zollbeamten bestimmten Gegenstände. Da die Festigkeit meines Schlafes sie nicht völlig befriedigte, so mußte der Mann zwischen meinem und ihrem Lager die Rockschöße etwas ausgebreitet halten, während sie emsig nadelte und zuweilen im Halbdunkel zu ergründen suchte, ob meine Augen offen oder geschlossen wären. Diese kleine Schmuggelpräparation war übrigens ganz harmloser Natur. Der österreichische Zoll ist ziemlich kleinlich und verzollt schon Gegenstände für den eigenen Gebrauch. — Da der Zug mit rapider Schnelligkeit geht, so ist ewiger Wechsel in der Szenerie — die reine Wandeldekoration. Jetzt ist es schon sehr wild und felsig, die Bevölkerung ganz fremdartig. Es sind, obſchon wir auf ungarischem Boden sind, Slovaken. Vor zehn Minuten erzählte mir ein netter österreichischer Offizier, daß die Ungarn unbarmherzig die nationale Kulturentwicklung der Slovaken niederhalten. Hochrufe in slovakischer Sprache bringen ins Loch, man darf nur mit „Ejen“ seinem Enthusiasmus Luft machen. Er, der Offizier, war einmal mit sehr netten und gebildeten Herren slovakischer Herkunft — einem Arzt und einem Advokaten — zusammen gefahren und hatte mit ihnen, die für die Erhaltung der nationalen Eigenart innerhalb der Grenzen des auf gesetzgeberischem Wege zu Erreichenden eingetreten waren, sehr angenehm geplaudert. Ein halbes Jahr darauf begegnete er ihnen in Sträflingskleidung. Sie waren als Agitatoren verhaftet worden. — Mittlerweile ist es Abend geworden. Die Karpathen hatten sich noch zuletzt in Gold und Purpur gehüllt. Jetzt ist es dunkel und ich bin allein im Waggon. Zu meinem tiefen Bedauern stieg eben der nette Oberleutnant aus. Wie ich früher wahrnahm und es auch jetzt wieder fand, ist der österreichische Offizier sehr umgänglich und schlicht. Er hat vielleicht weniger

„Schneid“ als der Preuße, aber er ist mehr Mensch als Leutnant. Wer weiß, ob es sein Schade ist? Alle Offiziere in der Monarchie von gleichem Rang duzen sich untereinander, ob bekannt oder unbekannt.

Buda-Pest, November 1901. 1 Uhr nachts.

Da ich auf der Reise aus Langerweile geschlummert habe, kann ich nicht schlafen, um so weniger, als mein erster Eindruck von der ungarischen Hauptstadt ein so ganz eigenartiger war, daß ich noch etwas davon erzählen möchte. Man hatte mir geraten, am Abend in ein Kaffee zu gehen, wo Zigeuner-Musik spielt. Gleich nach meiner Ankunft machte ich mich um zehn Uhr dahin auf. In der Hauptstraße ist fast jedes Haus ein Kaffee, eines luxuriöser als das andere. Kopf an Kopf saßen die Besucher, zwischen ihnen die Zigeuner, städtisch gekleidet, aber mit Typen, so ostasiatisch und in der Wolle gefärbt, wie nur irgend möglich — gelbbrauner Teint und blauschwarze Haare. Die wenigsten sollen schreiben und lesen können. Aber wie spielten sie! Halb improvisiert, ohne Noten, unglaublich geschmeidig, dem Kapellmeister, — der ersten Geige — folgend und in seinen Augen lesend, welche Wendung er der Improvisation geben werde. Zuweilen wirft er ein kurzes Wort hin, wenn Wechsel der Tonart eintreten soll oder ein jäher Tempowechsel erfolgt. Zuweilen, wenn ein Instrument seine Intention nicht erfaßt hat, schüttelt er die ungeschickte Begleitstimme mit einem Blick oder einer Geste ab, wie man eine lästige Schmeißfliege abwehrt, was selten vorkam, aber stets den Spott der Kameraden auf den Irrenden zog. So genial diese theoretisch absolut ungebildeten Musikanten spielen, so ungeniert geht es dabei her. Der Kapellmeister, eine Celebrität in Ungarn, ein kleiner stämmiger Kerl mit einem ungemein intelligenten, aber durchtriebenen Gesicht, schien halb Genie halb Facke zu sein. Jede Wendung der Musik mußte der ganze Körper mitmachen und kam ein wütender Czardas, dann flogen die Beine mit. Dazwischen ulkte er mit dem Publikum, äßte einmal zum Gaudium der Besucher eine etwas zipp hinausgehende Dame nach — alles, während er spielte! und berief mit Donnerstimme schnatternde Paare, die ihn störten, was auch als ganz selbstverständlich hingenommen wurde. Dann ging er selbst mit dem Teller sammeln (unglaublich kleine Beiträge). Das ganze Gebahren war aber nicht läppiſch, sondern

es kam alles mit einer gewissen komischen Grazie heraus. — Wunderbar aber war die Musik. Es sind ja dieselben Weisen, dieselben Improvisationen, die Liszt und Brahms inspiriert haben, geradezu hinreißend durch den Melodienreichtum und die ganz eigenartigen Harmonien und Rhythmen — bizarr und unberechenbar. — Nicht weniger interessant als die Musik war das Publikum selbst. Humor mußte man mitbringen, sonst hätte man es nicht zehn Minuten aushalten können. An besonders schönen Stellen wurde mitgejungen und auf den Ull des Kapellmeisters stets eingegangen. Ganz toll wurde es, als ein total mit Tokayer vollgepumpter Pustajohn mit seiner unglaublich kotigen Gattin eintrat. Er schien ein reicher Viehhändler zu sein, so etwa der „Gzupan“ im „Zigeunerbaron“. Die Beine wurden auf den Stuhl gezogen, mit langen schmutzigen Händen ein martialischer Schnurrbart gestrichen, Champagner bestellt und einem ungeheuer großen Portefeuille rastlos Banknoten entnommen und verteilt, wobei den Nachbarn am Tisch in die Perücke gefahren ward — bisweilen auch gegröhlt. Der Trödel, der mich sehr belustigte, dauerte über eine Stunde. In jeder andern Stadt wäre er bereits zwanzigmal hinausgeworfen worden, hier erschien es allen als berechtigte Eigentümlichkeit. Dabei war es gar kein Tengel-Tangel, sondern ein mittelfeines Kaffee! Die dicke Gattin des Trallirikers, die sich doch etwas zu schämen schien und namentlich das rapide Verschwinden der Banknoten betrauerte, riß abwechselnd den Mann am langen Bart und suchte ihn dann wieder durch Streicheln und Bitten zum Verlassen des Lokals zu bewegen. Endlich wurde er mit sanfter Gewalt von den Kellnern zur Tür gedrängt und expediert.

Fiume, den 20. November 1901.

Seit vorgestern in Fiume. Als der Bahnzug um sechs Uhr morgens vom dalmatinischen Karstgebirge in stark geneigter Kurve zum adriatischen Meer hinabsauste, konnte das berühmte Panorama nicht den vollen Eindruck machen. Es war noch so dunkel, daß man in der Dämmerung nur den helleren Meerespiegel und die Lichter tief unten von Fiume und umliegenden Ortschaften unterscheiden konnte. Dazu kam, daß der Himmel stark bewölkt war. Das und die Silhouetten der dunkleren, steil ins Meer abfallenden Berge geben der Landschaft bald einen so malerischen Charakter, daß, wenn nicht hier und da eine schwarzgrüne Cypresse eine fremd-

artige Note hineingebracht hätte — ich mich nach Norwegen hätte verjetzt glauben können. — Sobald es hell geworden war, stieg ich zum alten Grafenschloß der Frangipani — dem Tersatto, dessen Ruinen auf steiler Höhe die Stadt beherrschen. Auf 1200 Stufen ersteigt man den Kalkfelsen. In einem Turmzimmer zeigt man noch das Kettenhemd eines Frangipani, der, um den in die Burg eindringenden Venetianern nicht lebend die Fahne des Hauses zu überlassen, mit dem Pferde von der Plattform in die Tiefe sprang und zershellte. — Der Blick über das Meer, die Stadt, die wilde Schlucht der Fiumara ist herrlich, die Luft wunderbar mild und einschmeichelnd, ganz südlich, und merkwürdigerweise war das gelbe Laub noch überall an den Bäumen. Ich fand blühende Rosen und eine Art Akazien, dabei Kastanien mit grünem Blätter-schmuck. — Ich machte eine Skizze inmitten einer wild tobenden Rotte von Kroatenkindern, die sich mit einer, bei uns Gottlob unbekanntem Lebhaftigkeit gerierten. Beständig waren sie mit allen fünf Fingern in meinen Farben, so daß ich zwei der frechsten in meinen Dienst nahm und sie als Polizisten besolden mußte. Sie walteten auch mit drakonischer Strenge ihres Amtes. Es war das alte bewährte Mittel von bedrängten Regierungen, die Häupter der Opposition ins Ministerium zu berufen. — Noch am Sonntag nachmittag trat ein hier sehr häufig vorkommender Witterungswechsel ein. Vom Karst herab blies urplötzlich eine eifige „Bora“, der Nordwind, und es wurde bitterkalt, so daß ich für den nächsten Tag eine Fahrt nach Abbazia plante, in der Hoffnung, an diesem geschützten klimatischen Kurort Wärme zu finden. In der That war hier wenigstens kein Wind und als die Sonne endlich zum Vorschein kam, wurde es so warm, daß ich es im Paletot kaum aushielt. Abbazia liegt auf der andern Seite der Bucht, etwas weiter als Wiems von Reval, $\frac{1}{2}$ Stunde Dampferfahrt. Hinter dem Städtchen sanft ansteigend das Gebirge, mit schönstem Laubholz bestanden — Eichen und Immergrün, Kastanien und Cypressen. In den schönsten Gärten Villa bei Villa, alle nett und neu, denn Abbazia als Kurort ist erst ganz jungen Datums. Dann aber besitzt der Ort etwas, was keiner der mir bekannten Strandorte hat — einen Promenaden-Fußweg, der vier Werst lang ist und fast ununterbrochen der Strandlinie in unmittelbarer Nähe des Wassers zwischen den zackigen Klippen und den Gärten der Villen folgt. Oft geht er auf dem Niveau des Wassers unter der üppigen, immergrünen Vegetation, dann wieder hoch in den Felsen, so daß

man hinab in das klare, blaugrüne, sehr tiefe Wasser schauen kann. Zahllose kleine Buchten und Spitzen beleben die Strandlinie. Denke Dir dazu rings um das Meer ein Amphitheater von Bergen, die mit hellblinkenden Ortschaften besät sind, das Meer belebt von zahllosen Barken mit orange-roten Segeln, so kannst Du Dir vorstellen, ein wie reizender Ort Abbazia ist. Die Bevölkerung in Fiume und Umgegend ist so buntscheckig wie möglich, und eine Völkertafel von hier würde wie eine Flickendecke aussehen. Besonders am Sonntage sah man alle Arten von Typen und Trachten. Urtürken in weiten Humpfosen, die ballonartig über die weißen, zwirnstrumpfhüllten Beine hängen und sehr komisch wirken. Dann Dalmatier in roten Mützen ohne Schirm, in der Form den Studenten-Cerevis gleichend. Diese und die Türken haben oft schöne regelmäßige Züge. Fürchterliche Burlaken sieht man dann wieder, von Schmutz starrend und von ganz vertiertem Ausdruck, eine von mir bisher nicht ergründete Nationalität, Leute, die sich augenscheinlich überhaupt nie waschen! Brrrr! — Ich bringe schon wieder meine wenigen italienischen Brocken an den Mann und werde dabei von der ungewöhnlichen Begriffsschärfe der Italiener unterstützt. Mit Kroaten, Panduren und Tutti quanti verkehre ich mit Erfolg auf russisch.

Abbazia, den 29. November 1901.

Ich lebe im kleinen Gasthaus „Posthorn“, dessen schlichter, fast plebejischer Name für den Beutel von vornherein das Beste hoffen ließ. Ein Ehepaar aus Wien war etwa eine Woche meine Gesellschaft, — sehr gemütliche Leute, mit denen sich ein „Kaiserschmarren“ und ein „Jungschweinernes“, mit Dalmatiner begossen, gut verzehren ließ. Augenscheinlich habe ich aus dem Norden den Winteranfang mitgebracht. Bis ich herkam, soll es sehr warm, wenn auch regnerisch gewesen sein. Jetzt blies hier mehrere Tage die „Bora“. Dieser Malefizwind spielt an der Dalmatiner Riviera und in Istrien eine ganz verhängnisvolle Rolle. Abbazia bekommt ihn nur „per ricochet“, in abgeschwächter Form. Die Hauptwirkung besteht in der jähen Abkühlung der Temperatur. Fiume und namentlich Triest haben ihn aus erster Hand. In Triest ist es lebensgefährlich, bei starker Bora auf der Straße zu sein, da man zu Boden geschleudert werden kann, so daß einem die Knochen im Leibe krachen. Vor einigen Jahren wurde eine Dame in Triest

vom Wirbel erfaßt, hoch in die Luft gehoben und mit zerstückelten Gliedern auf das Pflaster zurückgeworfen. Wagen werden umgestürzt. In Triest sind längs den Häusern Seile angebracht, an denen die Menschen bei heftiger Bora sich fortbewegen. Wahrhaft furchbar soll es auf der „Karsthöhe“ bei St. Peter sein. Es ist zweimal vorgekommen, daß Eisenbahnzüge umgestürzt sind. Das Gräßlichste soll namentlich darin bestehen, daß auf Augenblicke der vollständigsten Windstille plötzliche Stöße folgen, die von unwiderstehlicher Gewalt sind. Angesichts dieser Tatsachen begreift man einigermaßen, daß die „böse Bora“ in den Gesprächen der Menschen hier einen sehr breiten Raum einnimmt. Auch ich mußte ihren letzten Ausläufern meinen Tribut zahlen und zwei Tage im Zimmer sitzen. Ach, dieses Zimmer! Nett und wohnlich, wenn draußen das „Mailüfterl“ weht und durch die geöffneten Fenster der würzige Duft der Lorbeerbäume hereinströmt. Ein schauerlicher Raum aber, wenn Thermo- und Barometer fallende Tendenz zeigen! Zum Hohn ist da so ein Öfchen angebracht. Einmal ließ ich es aus Verzweiflung heizen. Nach fünf Minuten war es rotglühend. Ich riß die Fenster auf, um nicht den Schlag zu kriegen. Nach vierzehn Minuten konnte ich wieder den Hauch meines Atems sehen. O gesegnetes Kamisol, dreimal gebenedeite Reisdecke! Auf sterile Heizversuche verzichtend und nur auf Konservierung der Körperwärme bedacht, rollte ich die untere Hälfte in die Reisdecke, ließ der oberen das Kamisol angedeihen und fühlte mich bei 7° Celsius ganz behaglich. Im Hellen male ich in der Decke, im Dunklen schlafe ich unter ihr. Die Begriffe vom Wesen und den Bestandteilen eines normalen Bettes sind hier vollständig verwirrt. Auf dem sehr breiten Bett liegt eine Art Couvre-pied, das so klein ist, daß es weder am Fußende noch an den Seiten eingesteckt werden kann. Infolgedessen erfreut sich nur ein Bein zur Zeit der ihm zukünftlichen Temperatur. Die Zehen sind überhaupt nicht zu erwärmen. Da muß denn die gute Reisdecke „vor dem Riß stehen“, damit es nicht „in die Bude“ bläst.

Abbazia, den 30. November 1901.

Der „Bora-Unfug“ hat endlich wie alles ein Ende genommen und köstlicher Sonnenschein, blauer Himmel und laue Luft vereinen sich, um mir den Weg der Abreise zu verlegen. Auch die Abendluft ist milde, wie bei uns im September. Dabei der Odem des Meeres —

der köstliche Seetangeruch, vermischt mit dem Harzgeruch der edlen Koniferen, die in allen Gärten stehen. Ich benutzte heute das köstliche Wetter zu einem Ausflug nach Lawrona. Himmlische Dampferfahrt! Das Küstengebirge — der Monte Maggiore voran — ist bis zur halben Höhe verschneit. Die weißen Spitzen kontrastieren so reizend mit dem duftigen Braunviolett der niederen Höhenzüge und dem transparenten Blaugrün der Adria. Die Luft ist so unglaublich durchsichtig. — Das kleine Nest Lawrona liegt hochmalerisch — Häuser aus der Hohenstaufenzeit. Man fragt sich, ob dort Welfen oder Ghibellinen gehaust haben, halb Festung, halb Wohnhaus. Das Schiff war vollgepfercht von Menschen, der Landungsplatz umschwärmt von Kindern, die in allen „Tonarten“ „Manderle“ ausrufen, Nüsse und gebrannte Mandeln in Düten feilbietend. Dieses Massenangebot von Nüssen, begleitet von betäubendem Geschrei, agazierte einen neben mir sitzenden Choleriker dermaßen, daß er die Bande bedräute: „Sagt jetzt noch einmal „Manderle“, so haue ich mit dem Stock, daß Ihr's wißt.“ Darauf eine kurze Weile betretenes Schweigen, aber einer der fecksten: „Manderle!“ Der Choleriker, der mit seiner Drohung doch nicht Ernst machen wollte, knirschte mit den Zähnen und sah anklagend zum Himmel — ein komisches Bild ohnmächtiger Wut. Den Frieden der Seele schien er aber erst wiedergefunden zu haben, als wir den Hafen verließen. Es war mir eine große Versuchung, ihm unversehens in schmelzendem Ton ins Ohr zu säuseln: „Manderle!“ — Auf dem Rückwege von Lawrona passierte ich den in subtropischer Vegetation mit Palmen, Drazänen, Zedern, Cypressen und riesigen Staudengewächsen mit unwahrscheinlichen Blätterwedeln prangenden Kurpark. Bei dem blendend weißen Licht der elektrischen Milchglaskuppeln sieht er mit der weißen Architektur der Pavillons inmitten des Schwarzgrün der Vegetation ganz phantastisch aus, wie eine Operettendekoration. Auf den Terrassen keine menschliche Seele, die Palmenwedel unbeweglich bei grellem Licht, daneben schwarze Schatten — man erwartet jeden Augenblick, daß auf einem Altan eine Primadonna erscheint und ihre Arie absingt oder daß Graf Lucca mit dem Troubadour die blechernen Klängen kreuzt. — Während im Winter und Herbst hauptsächlich kleine Leute hier ihr Wesen treiben, ist im Frühjahr Abbazia ein Rendez-vous der großen Welt, überfüllt von Königen von Gottes resp. von Mammons Gnaden. Die Harrachs und Windischgrätz, die Oppenheimer und Kohls haben hier ihre mehr oder weniger geschmackvollen Villen.

Lawrona, den 1. Dezember 1901.

Installiert als einziger Gast im besten Zimmer des Hauses, die Fenster direkt auf das Meer. Ein himmlischer Tag wieder, mild und sonnig, eine Temperatur, wie wir sie bei uns oft an Juliabenden vermissen. Der kleine Hafen zwischen Klippen, die von der Brandung so angefressen sind, daß sie wie versteinerte Schwämme aussehen, ist voll von jenen so unglaublich malerischen Barken, die man immer auf den Bildern von Venedig sieht: bunt, aber nicht unharmonisch bemalt, mit ockergelben oder roten Segeln, von Mast zu Mast die Netze zum Trocknen gehängt. Die Bemannung tief brünett und von einer Dunkelheit des Teints, die leider nicht immer die Wasserprobe bestehen würde. Mit einiger Übung kann man gleich den kroatischen Typus vom italienischen unterscheiden. Oft dringt ihr nicht sehr schöner, aber eigenartig modulierter Gesang zu mir herauf. Die Italiener sind meist aus Chioggia bei Venedig.

Lawrona, den 8. Dezember 1901.

Heute kam ich auf Empfehlung meines Wirts in eine sonst hermetisch verschlossene Villa, die schönste an der ganzen österreichischen Riviera. Die Berge zauberhaft; die Klippen hoch überragend, in den schönsten Eichen- und Olivenwald hineingebaut und umgeben von Palmen, Drazänen und all dem mannigfaltigen Immergrün, das hier so üppig gedeiht. Die Villa selbst wunderbar vornehm in Stil und Malerei — an venetianische Palazzi erinnernd — aus mattrosagrauem Marmor und oxidiertes Bronze. Im Innern wird noch gearbeitet. Der Besitzer führte mich selbst und war sehr liebenswürdig. Ich habe wohl schon größere Villen gesehen, aber nie eine von so gediegener Eleganz und Schönheit. — Es ist wohl köstlich, im Freien sein volles Tagespensum erledigen zu können. Während wir jetzt dem kürzesten Tage mit raschen Schritten entgegengehen, zu einer Zeit, wo ich zu Hause knapp 3—4 St. arbeiten konnte, ist es mir hier gestattet, von 7 $\frac{1}{2}$ —5 Uhr, d. h. fast zehn Stunden Helligkeit auszunutzen. — Heute entstand ein nettes Straßenbildchen. Die jeunesse dorée der Lawroner Gasse ist durchaus gutartig und sticht das Benehmen von jung und alt vorteilhaft von dem ganz fürchterlichen baltischen Pöbel ab, besonders dem Rigaschen, der mich das Ärgste hat erdulden lassen, was ein Maler erleiden kann. — Eine wütende Katzbalgerei

zwischen zwei Schiffszungen einer Chioggioter Barke erlebte ich heute, während ich arbeitete. Es fing erst mit einigen halb im Scherz gegebenen Knuffen an und ging plötzlich in Wut und rasende Leidenschaft über. Sie spien sich ganze Ladungen von Speichel ins Gesicht, dann folgten Bißse, Tritte und Kraxen, so daß die kleinen schwarzbraunen Teufelchen getrennt werden mußten. Merkwürdigerweise endete die Sache, wie alles in Österreich, mit Aufrollung der Nationalitätenfrage. Der einschreitende Bursche, ein Kroat, traktierte den größeren der beiden Kampfhähne mit „Schwein“ und scheuchte ihn unsanft hinweg. Gleich darauf erschien ein Italiener auf dem Kriegsschauplatz, der den jungen Kroaten dafür vorkriegt, daß er gesagt habe: „Schwein von einem Italiener“, was garnicht der Fall war, wie ich als Zeuge bestätigen konnte. Der schlaue Bengel hatte sich gleich gesagt, auf welchem Instrument man hier spielen müsse, um Publikum zu gewinnen. Der Eifer, mit dem sofort von den übrigen Zuschauern pro et contra Partei genommen wurde, war auch sehr charakteristisch.

Spalato, den 24. Dezember 1901.

Man muß sich nicht einbilden, irgendwo so komfortabel eingerichtete Dampfer zu finden wie unsere finnländischen. Gar keine Einzelkabinen — ein Saal mit Schachteln in den Wänden, überfüllt. Glücklicherweise keine Raucher, sondern Kadetten aus Pola, die auf Ferienurlaub gingen. Bei spiegelglatter See und Mondschein ging es aus. — Bald aber sollte es anders werden. Gleich nach Zara ging es mit dem Scirocco los, namentlich als wir aus dem Schutz der Schären herauskamen. Bei der Table d'hôte die ersten Stöße. Einige der fröhlich Speisenden sahen sich erstaunt und etwas gezwungen lächelnd an. Ich witterte in ihnen nicht mit Unrecht die ersten Opfer der See. Ein österreichischer Offizier war der erste, der sich plötzlich erhob und an Deck ging. Nur zu bald sollte er Gefährten im Glende haben. Das Schiff stampfte entsetzlich und eine Sturzsee nach der andern ging über Deck, um durch die Fenster der Lage in Form eines Platzregens auf den gedeckten Tisch herabzustürzen. Da ich für mich Unheil fürchtete, legte ich mich auf den Rücken, was auch die erwünschte Wirkung hatte. Die Hauptprüfung begann erst, als das Würgen und Stöhnen links und rechts allgemein wurde. Er war herzzerreißend, die armen Burschen von Kadetten leiden zu sehen und

zu hören. Einige waren dem Weinen nahe, andere riefen die Mutter Gottes in ihrer Qual um Hilfe an. „Madre mia“ tönte es wiederholt aus der Ecke. Ich konnte nicht einmal mit Wasser beistehen, denn wenn ich den Kopf hob, begann sofort etwas in der Herzgrube sich zu regen und ich wäre schwerlich zum Gegenstande meiner Teilnahme gelangt, ohne eruptiv zu werden. Endlich um acht Uhr abends langte das Schiff in Spalato an und die grüngrauen Dpfer entstiegen wankend dem übelzugerichteten Schiffsraume; man wußte auf dem Deck nicht, wohin man treten sollte. Einer hatte mit der allen Seekranken eigenen Rücksichtslosigkeit und Indifferenz einfach auf einen als Weihnachtsbraten bestimmten lebendigen Truthahn gespien. Am Hafenuai standen die Menschen dicht gedrängt, um das Schauspiel der gewaltigen Brandung und der die Hafestraße überflutenden Wellen zu genießen. — In Spalato machte ich wegen der berühmten Ruinen des Palastes von Kaiser Diocletian halt. In den Zeiten der Einfälle der Gothen und Avaren und anderer Wandervölker teilweise zerstört, diente er später als Zufluchtsort der umwohnenden Bevölkerung, die sich in den weitläufigen Gelassen festsetzte und ihre Häuser in die prachtvollen Marmorhallen baute. Die ganze Altstadt hat darin Raum gefunden. Die Stadttore sind zugleich die Palastpforten. Leidlich erhalten von der Kaiserresidenz ist die Hauskapelle Diocletians, dem Askulap geweiht, und das zur Kirche umgemachte Mausoleum des Imperators. Über dem Grab des ärgsten Christenverfolgers hörte ich Messe lesen! Welche Ironie der Weltgeschichte! Allenthalben traten an mittelalterlichen Häusern römische Architekturteile hervor. — Hier, wie fast in ganz Dalmatien, sind die Berge erschreckend kahl und öde. Ab und an etwas Öl- und Weinbau. Das gleichförmige Hellgrau der Berge wird stellenweise durch das dunkle Grün niedriger Krüppelkiefern unterbrochen. Der „Karst“ soll erst im Mittelalter durch sinnloses Entwalden so verödet sein. Diocletian würde auch schwerlich seine Residenz in diese Einöde hineingebaut haben.

Spalato, 1. Weihnachtsfeiertag.

Mein Weihnachtsfest verlief gestern abend etwa wie folgt: ich überraschte mich mit einem kleinen Spirituskocher (sehr nett, billig und praktisch), den ich mir schon lange gewünscht hatte, und nachdem ich mir sehr selbstgerührt gedankt hatte, kochte ich mir den lang-

entbehrten Tee. Dazu hatte ich mir Dattel- und Aprikosentoppott besorgt und nachdem ich durch eine schlecht verhängte Fenster-scheibe $\frac{1}{6}$ eines Weihnachtsbaumes in der zweiten Etage eines gegenübergelegenen Hauses gesehen hatte, legte ich mich befriedigt über den in angenehmer Weise verbrachten Weihnachtsabend schlafen. — Der hiesige Menschenschlag ist ein durchaus sympathischer: offen, bescheiden und gutmütig. Fast jeder Bauer grüßt auf der Landstraße. Der gesunde Landwein, den sie trinken, wirkt jedenfalls besser auf ihr Gebahren als die Produkte der lieblichen „казенка“ bei uns.

Ragusa, den 31. Dezember 1901.

Wenn man schon in Spalato, Zara, Fiume interessante Typen sah, so geht es hier, wo die Türkei nur wenige Werst entfernt ist und Bosnien, Montenegro und Herzegowina die nächsten Nachbarn sind, noch bunter her. Es wimmelt geradezu von den abenteuerlichsten Figuren in Turban, Schnabelschuhen, Pumphosen, Leuten mit weißen, zum Teil reich mit Gold, Silber und Seide gestickten Mänteln. Im Gürtel aus farbigem Leder stecken oft Sata-gans, die sie eigentlich an der österreichischen Grenze ablegen müßten — wild dreinschauende, schnurrbärtige Gesellen von hünenhaftem Wuchs mit scharfgeschnittenem Profil von häufig sehr schöner Bildung. Es gibt auch sehr viele hübsche Frauen in reichen Trachten, auf Eseln reitend und ihre Produkte zur Stadt führend. Ganz eigentümlich berührt es, aus der Sprache den russischen Klang der Worte an das Ohr schlagen zu hören. Ich hatte keine Ahnung, daß das Südwest-Slavische so nahe dem Russischen verwandt ist! — Allenthalben sieht man hier in Ragusa, daß früher Glanz und Reichtum herrschten und darauf der Verfall eintrat. Auf Schritt und Tritt begegnet man eingestürzten und verlassenen Baulichkeiten von oft reicher Architektur, von der üppigsten Vegetation überwuchert. Heute fanden wir, d. h. ein Wiener Kollege und ich, den verlassenen Palazzo eines Ragusaner Patriziers auf mächtiger Marmorfreitreppe gegen das Meer, einer mit verblichenen Fresken geschmückten großen Loggia, einer Flucht von imposanten Sälen. Im verödeten Park war eine Hauskapelle mit reichem Portal — alles verkommen und von ganz armen Leute nur teilweise bewohnt. Erdbeben haben auch das ihrige zur Zerstörung beigetragen. Als Erinnerung an das letzte große von 1662

(die halbe Stadt fiel in Trümmer) steht ein schiefer, nur knapp durch Klammern zusammengehaltener Campanile am Marktplatz. Die Kirchen sind im Renaissance- oder Jesuitenstil und wirken im Innern wenig erhebend — überladen mit schwülstiger Ornamentik und mit buntem Flitter, Seide, Sammet und Goldstickerei verhängt. Die Altarbilder, in Öl gemalt, tragen allerlei angeheftete Appendixe. So begnügt sich die heilige Jungfrau nicht mit dem gemalten Nieder, sondern hat eins angenäht erhalten, das von Glasperlen und Goldflitter funkelt. Auch die Kirchenmusik, die ich anhörte, hätte ebensogut in den Ballsaal wie in die Kirche gepaßt. — Heute am Heil. Dreikönigstage zelebrierte Se Eminenz der Bischof von Ragusa das Amt mit großem Prunk. Der hohe Prälat in silberner Mitra mit dem Krummstabe inmitten großer Assistenz von Geistlichen, in Weihrauchwolken halb verschwimmend und von Walzermusik umrauscht. Von Zeit zu Zeit wurde die Mitra mit einem Sammet-Kalottchen vertauscht und umgekehrt — alles unter vielen Knicksen. Als das Amt zu Ende war, wurde er, unter einem Thronhimmel sitzend, von drei Geistlichen in einen violetten Sammetmantel mit Hermelin gehüllt und in Prozession heraus geleitet, wobei die zehn Fuß lange Schleppe von Chorknaben getragen wurde. Er war sehr chic!

Ragusa, den 7. Januar 1902.

Die Gesellschaft des Wiener Malers Janto ist mir von großem Wert. Wir speisen zusammen und haben uns gemeinschaftliche Modelle genommen. Das letzte Modell, ein hünenhafter Dalmatier, saß wie eine eiserne Bildsäule zwei Stunden ohne Pause! Was die Landschaft anbetrifft, so habe ich bisher in Ragusa keine recht glückliche Hand gehabt. Große Enttäuschungen brachten mir die Versuche, bei Sonnenuntergang zu malen. Dieses Phänomen, das ich bei uns im Norden gern und nicht ohne Erfolg nach der Natur aufnehme, entzieht sich hier vollkommen meinem Pinsel. Da die Sonne steiler als bei uns versinkt, vollzieht sich alles viel schneller. Die Dämmerung ist kurz und die Tinten von einer Glut, daß sich das arme Malerlein mit seinem Farbenkasten wie ein „Stint“ vorfindet. Bei uns ist gerade eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang der Dsthimmel so entzückend getönt in den zartesten Übergängen: perlgrau, zartorange bis rosenrot. Kaum ist aber hier der Sonnenball versunken, so flammt ein Wiedererschein

auf, so intensiv, als ob die Gegend mit rotem oder violetterm Bengal beleuchtet würde. Dann aber ist es nach fünf Minuten Nacht. — Dagegen läßt sich herrlich vor Aufgang der Sonne nach der Natur arbeiten. Die Morgen waren jetzt wärmer, die Farben sind kühler und eher mit dem Pinsel zu fassen als abends. — In schöner Weise verlebte ich heute den Sonntag. Ich fuhr am Morgen mit dem Boot nach dem Eiland Lacroma, das dem Hafen von Ragusa vorgelagert ist. Es ist ein Juwel an eigenartiger landschaftlicher Schönheit. Der Charakter ist melancholisch durch das Immergrün und die Cypressen, die die ganze Tafel bedecken. In der Mitte ist ein architektonisch schönes Dominikanerkloster. An der dem Scirocco ausgesetzten Südseite, wo die Brandung furchtbar tosen soll, hat das Meer turmhohe Grotten eingefressen, in die man wie in einen Dom hinein fährt. Das ganze Felsufer ist beispiellos zerklüftet. Ein kleiner, von Pinien beschatteter Binnensee auf der Insel steht durch eine Grotte mit dem Meer in Verbindung und ist mit seinem dunkelgrünen Wasser, seinen Steilwänden und den Pinien unbeschreiblich melancholisch. Er heißt auch „mare morto“. Die ganze Insel ist eine wahre Toteninsel. Sie hat ihren Besitzern nie Glück gebracht. Einst gehörte sie Maximilian von Mexiko, später dem unglücklichen Kronprinzen Rudolf. Maximilian hatte einen herrlichen tropischen Park angelegt — jetzt verfällt alles. Die Besitzerin ist eben die „tote Hand“ — der Dominikaner-Konvent, dem der Kaiser Franz Joseph nach dem Tode seines Sohnes die Insel schenkte.

Canosa, bei Ragusa, Ende Januar 1902.

Hier ist die in der Künstlerwelt berühmte Villa eines Ragusaner Patriziers, des Grafen Gozze, deren ganz herrlicher Park eine reiche Ausbeute bietet. Der kleine Dampfer führt an das schroff abfallende Felsufer mit Grotten und einem unter Immergrün rauschenden Wasserfall heran. Auf Felsenstufen klettert man in die Höhe und gelangt, zwischen alten Olivenbäumen und mächtigen Cypressen wandelnd, in den Park mit einer unbeschreiblich üppigen Vegetation. Namentlich fallen die Kakteen auf, die in doppelter Manneshöhe die Wege begleiten. Einige tragen große rote Blüten und haben Früchte angezsetzt. Die Drangenbäume brechen unter der Last der Früchte, die aber hier nicht reif werden wollen (die hiesigen Apfelsinen, die ich probiert habe, sind so gräßlich sauer,

daß einem beim bloßen Denken an sie die Zähne stumpf werden). Hinter dem schlichten, aber altherwürdigen, wappengeschmückten Hause ist ein grünes Labyrinth von geschorenen Taxusbäumen. Die Wege münden bei einem überaus lauschigen Plätzchen zwischen vielhundertjährigen Cypressen, in tiefem Schatten, ein Marmorbassin mit mythologischen Figuren, die einst Wasser gespien haben, aber diese brotlose Kunst längst aufgaben und nun, überwuchert von Schlinggewächsen und überzogen von grünen Algen, zum Teil finger- und nasenlos, mit ihren aufgeblasenen Backen sich im dunklen Wasser spiegeln. Der Platz wirkt in seiner Verwilderung mit dem herrlichen Berg- und Meerhintergrunde fabelhaft malerisch und hat auch schon hunderte von Malern inspiriert. Morgen werde ich das freilich überaus schwere Motiv in Angriff nehmen. — Ich nehme von Dalmatien einen sehr günstigen Eindruck mit. Nicht nur ist das Land herrlich, sondern die kroatisch-slavische Bevölkerung ist mir durchaus sympathisch geworden. Die Leute sind im allgemeinen sehr ehrlich, zuverlässig, sauber und zuvorkommend gegen die Fremden; das Ehrgefühl ist sehr entwickelt. Ebenso wie in Norwegen vertragen sie es nicht, von oben herab behandelt zu werden. Sonst sind sie sehr gutmütig. Der Kontrast zwischen hier und der moralischen Ver lumptheit der Süditaliener mit ihrer absoluten Gewissenlosigkeit wird sehr sichtbar sein. Was neulich ein Abgeordneter in der italienischen Kammer unter dem Wutgeheul der Betroffenen sagte, „in Süditalien sei der anständige Mensch eine Ausnahme“, soll durchaus nicht übertrieben sein.

Ragusa, den 26. Januar 1902.

Neulich malte ich in dem entzückend schönen Klosterhof der Franziskaner und plauderte mit dem Prior, der mir in liebenswürdiger Weise einen Frater schickte, den ich als Staffage benutzen konnte. Ich konnte nicht umhin, einem der Mönche mit aller Schonung und Anwendung von diplomatischen Redewendungen und Euphemismen zu insinuieren, daß es bedauerlich sei, wenn in den Hof, der eine Sehenswürdigkeit von Ragusa sei, aller Kehricht geworfen werde, so daß Apfelsinenschalen, Schuhsohlen und Lumpen aller Art die Blumenbeete verunzierten. Meine Äußerung wurde sofort, aller milden Hüllen entkleidet, dem Fra Giardinero in gutes, ihm leicht verständliches Italienisch übersetzt. Das Translat gipfelte in dem Satze: „Il Signore dice, chesec mi porco.“ Der Alte

scheint es mir nicht übelgenommen zu haben, denn heute nickte er mir, gutmütig mit den Augen zwinkernd, auf der Straße zu. Hoffentlich hat er unterdessen auch Besen und Harke das ihrige tun lassen! — Der italienische Konsul, mit dem ich die ganze Zeit über sehr angenehm verkehrt habe, bewirkte neulich, daß mir der hochinteressante Domschatz gezeigt wurde. Besonders interessant war eine herrliche emaillierte byzantinische Kaiserkrone. Außer einigen authentischen Stücken mußte ich auch, ohne mit einer Wimper zu zucken, Knochen von Johannes dem Täufer, Maria Magdalena, eine Kinnlade von Stephan dem Heiligen — alles in Gold und Edelsteine gefaßt — über mich ergehen lassen. Weiß Gott, wo sie alle diese „pühad kondid“ ausgebuddelt haben?! — Neben dem Romischen kreuzt auch allerlei Tragik meinen Weg. Mir fiel ein Mann auf mit langen Locken, einem Künstlerhut, mit einem schäbigen Mantel drapiert. Er war stets hummelnd auf der Straße zu finden, blieb zuweilen stehen, nahm eine bedeutende Pose ein und strich mit langen schmalen Fingern seinen Bart — ein Don Quichote-Typus, so perfekt, daß ich nicht umhin konnte, ihn dem Maler Fanto als Modell zu empfehlen, um so mehr, als die Züge eigentlich schön waren, nur durch einen Ausdruck von Albernheit entstellt. Jetzt höre ich, daß dieser Mensch vor zehn Jahren in Graz vor seinem Rigorosum als Mediziner stand und aus Mangel an Mitteln in erster Stunde das Studium aufgeben mußte — und wahnsinnig wurde. Er tut keinem etwas zuleid und führt nur im Gehen beständig medizinische Selbstgespräche.

Tarent, den 1. Februar 1902.

Was mein Italienisch anbetrifft, so bin ich jetzt zum Glück so weit, daß alles, was ich bisher gelernt habe, flüßig zu werden beginnt. Es ist zwar noch gräßlicher Zungenbruch, aber es hat sich ein „falsches Gelenk“ gebildet, mit dem ich ganz munter herum humpele; wenigstens werde ich von den Gebildeten ohne weiteres verstanden. Anders ist es mit dem Volk, das in Südditalien einen ganz besonderen Dialekt und einen sehr unschönen Tonfall hat. Alle Vokale sind etwas auf ä gestimmt. In jedem Satz bekommt eine Silbe eine besondere Form dieser Betonung, so daß man dieses ewige ä-ä-ä-ä-ä zc., zumal alle mit gellender Stimme sprechen, sehr bald dick kriegt. Dazu kommt, daß es hier in den Straßen von Tarent von Hausierern wimmelt, die alle in diesem agazanten

Tonfall die Straßen durchgellen. — Aus dem felsigen Dalmatien kommend, berührte es mich eigentümlich, inmitten der unabsehbaren apulischen Ebene mich zu befinden. Ein wahrer Garten! Ölbäume und wieder Ölbäume, so weit das Auge reicht. An Stelle der Zäune Hecken von Feigen, Kaktus zc. Viele Ortschaften haben mit ihren Häusern, die statt der Dächer Plattformen besitzen, einen gewissen orientalischen Charakter. In den Straßen bewegen sich Gestalten in lange, dunkle Mäntel gehüllt und den klassischen Kalabreser ins Gesicht gezogen, die aussehen wie die „Verschwörer“ in den Operetten. Eben müssen in diesen Nestern Stürme im Glase Wasser, d. h. Wahlkämpfe getobt haben, und nach den blauen und roten Plakaten zu urteilen, die überall angeklebt waren, muß Grassi der Held des Tages sein, von dem alle die Rettung des Vaterlandes hoffen. — Bei der Ankunft enttäuschte mich Tarent sehr. Es war trübes Wetter, die Küste flach und monoton, die Stadt hinter Speichern verschwindend. Ich wurde intensiv an die Bucht von St. Matthias bei Baltischport erinnert, so nüchtern und alltäglich sah alles aus. So hatte ich mir diese Stadt nicht gedacht, in der einst Pyrrhus von Epirus gelandet war, um mit den „üppigen“ Tarentinern Rom zu bekriegen. Die Altstadt, die antike Akropolis von Tarent, liegt auf einer Insel, die das „mare grande“ vom „mare piccolo“, einer Art Innenbucht, trennt. In letzterer befinden sich die ausgedehntesten Musterskulturen und Hecken von Astwerk im Wasser, an denen sich das schmackhafte Schaltier anzusehen pflegt, um nach einem Jahre dumpfen Daseins dem Gaumen des Schleckers zu verfallen. Sie erreichen die Größe eines kleinen Desserttellers und sind eben herrlich fett. — Die Neustadt auf dem Festlande hat hübsche, breite Straßen. Die Altstadt ist ein Pferch, in dem Tausende in Enge und mäßiger Sauberkeit zusammen hausen, einige verfallene Paläste — der des Erzbischofs mit stolzen Kardinalswappen über der Tür, aber mit vielen zerbrochenen Scheiben, — ein Kastell Philipps II. von Spanien und im Hafen viele interessante Barken von antiker Form mit lateinischen Segeln.

Neapel, Ende Februar 1902*).

Du verstehst, daß ich augenblicklich mehr Auge habe für alles Widerwärtige und Unsympathische in Neapel, als für seine Schönheit.

*) Infolge eines langwierigen Magenleidens hatte mein Bruder das „deutsche Hospital“ in Neapel aufsuchen müssen.

Der Kehricht, der in den von Schmutz glitschrigen Straßen herumliegt, das Geschrei der Hausierer, das die Ohren sprengt, die graziösen Gesten schmieriger Finger und Hände, die Zudringlichkeit und Frechheit derer, die hier auf den Fremden spekulieren — und wer tut es hier nicht? — versetzt mich in meiner gegenwärtigen Stimmung in die größte Wut. Heute suchte mir einer mit seinem Blumenbouquet, welches ich gerade durchaus abkaufen sollte, mehrmals ins Gesicht, so daß ich Mühe hatte, ihm keinen Fußtritt zu versetzen. Das Geschmeiß läßt sich auch garnicht abschütteln. Viel verdienen werden sie an mir nicht; ich lasse sie ruhig zetern.

Neapel, Anfang März 1902.

So bin ich jetzt ein Dauerbewohner dieser Stadt, ein Neapolitaner geworden, allerdings sehr gegen meinen Willen. Da gehen mir denn allmählich immer neue Herrlichkeiten auf. Der Posilippo, ein Höhenzug, der mit seiner Umwallung die amphitheatralische Lage von Neapel bedingt, senkt sich im Norden an der dem Besuv entgegengesetzten Seite allmählich ins Meer, in ein Kap verlaufend. Wie schon im Altertum die römischen Großen hier am Kap ihre Villen hatten, deren Konstruktionen und Räume noch vielfach zu sehen sind, so reiht sich auch jetzt wersteweit Villa an Villa, Park an Park, einer köstlicher als der andere. Jede neue Wendung des Weges bringt neue Bilder und alle sind sie immer überragt von der unglaublich malerischen Silhouette des Besuvs mit seiner Dampfvolke. Gestern fand ich eine Stelle abseits der großen obligatorischen Fremdenlinie: auf gewundenem Weinbergpfad gelangte ich zu einem an der klippenreichen Felsküste gelegenen mittelalterlichen Turm, der inmitten von Feigen- und Orangebäumen stand. Gleich daneben, landeinwärts, eine Wallfahrtskirche und unten am Wasser die Ruine einer altrömischen Villa, in deren Gewölbe hinein die Wellen branden und die mit ihrem vielen Gelaß den Fischern zur Unterkunft für sich und ihre Netze dient. — Nach dem nahen Bajä, dem antiken Luxuskurort par excellence, wo sich die altrömische vornehme Welt ein Rendez-vous gab, bin ich noch nicht gekommen. Von der alten Herrlichkeit ist nur noch wenig übrig — ihres Marmor Schmuckes entkleidete Trümmer. Von der Höhe des Posilippo konnte ich die Bucht von Bajä, in der Nero seine Mutter Agrippina ertränken ließ, sehen. — Wer übrigens

glaubt, mit „Stimmung“ diese höchst klassischen Stätten betrachten zu können, irrt gewaltig. Jede aufkeimende historische oder politische Reminiscenz wird unbarmherzig erstickt in rastlosen, endlosen, sich stets erneuernden Kämpfen, die man mit dem Geschmeiß von Kutschern, Führern, Bettlern in jeder Form, Verkäufern und spekulierenden Tagedieben zu führen hat. Höfliche, ruhige Abwehr, die man so oft empfehlen hört, führt bei diesem würdelosen, gänzlich faulen und ausgehungerten Gesindel zu gar nichts. Mein Vocabularium an italienischen Kraftausdrücken erwies sich als nicht annähernd ergiebig genug. So habe ich mir noch von Baron Jakob Uexküll eine Anzahl lieblicher Rosenamen zur Verfügung stellen lassen, damit ich wenigstens mein Herz erleichtern kann, wenn man doch schon um seine Stimmung gebracht ist. Unter dem bettelnden Gelichter befinden sich auch mehrfach Nonnen, die für Kirchen und Klöster sammeln, auch durch nichts abzuschütteln sind und wie die Buschwanzen sich an die Fremden anklammern. Meine Rache ist, daß ich mir nur noch kleine Soldi habe abpressen lassen.

Sorrent, März 1902.

Auf der Tour Puzzuoli-Bajä sah ich aus nächster Nähe den ersten vulkanischen Krater in Tätigkeit. Es war die sogenannte Salvatora, ein Vulkan, der zuletzt um 1100 nach Chr. eine große Eruption gehabt hat und seitdem nur verhältnismäßig schwach raucht. Die Leute haben sich schon wieder direkt im Krater angebaut — es kann da leicht noch einmal eine Überraschung geben. Der Berg ist etwa so groß wie unser Domberg, nur höher, einem hohlen Zahne gleichend mit seiner fast kreisrunden, tiefen Kratermulde in der Mitte. Beim Betreten der nur schwach mit Vegetation bedeckten Höhlung macht sich ein intensiver Geruch von Schwefelwasserstoff geltend und man sieht aus dem mit weißen Krystallen bedeckten Boden hier und da Dämpfe aufsteigen; am stärksten in einer Ecke, die ganz in eine Wolke gehüllt ist. Der Boden gibt beim Gehen einen dumpfen Widerhall. Wirft man einen Stein auf denselben, so ist es, als ob Gemäuer unter einem wäre. Auch ist der Boden in beständiger Veränderung begriffen. Im Jahre vorher hatte sich ein heißer, dampfender Teich gebildet, der jetzt ausgetrocknet war. Der Führer zeigte mir aber einen kleinen Miniatur-Krater in Gestalt eines etwa fünf Fuß tiefen

Brunnens, der sich vor zwei Monaten bildete. Im Boden desselben brodelt ein heißer grauer Schlamm, und Dämpfe entsteigen ihm. An der Stelle, wo die intensive Dampfentwicklung stattfindet, setzt sich viel Schwefel an, an einer andern entweichen Gase mit solcher Gewalt, daß kleine Steine in die Höhe geschleudert werden — eine jener geheimnisvollen Türen in die Welt ungeahnter Tiefen. Dabei eine Grotte — die „Hundsgrotte“, der Dämpfe entsteigen, die jedes Lebewesen töten. Ein Hund wird, den Schaulustigen zu Ehren, in ein paar Sekunden betäubt. Es ist ein Geruch, als ob des Teufels Großmutter mit Arsenik, Schwefel und faulen Eiern eine entsetzliche Kraftbrühe kochte! Diese Hundsgrotte liegt etwas abseits von der Solfatara am Avernier See, auch ein alter Krater. (Nero soll sich in der Hundsgrotte überflüssiger Sklaven entledigt haben.) An diesem See ging es 1538 plötzlich los! In einer Nacht entstand, verbunden mit Lavaerguß, ein etwa fünfhundert Fuß hoher Berg, der Monte Nuovo! Dadurch wurde die von Augustus hergestellte Verbindung des Sees mit dem Meere zerstört. Überall hochklassischer Boden. — Vorbei ging die Wagenfahrt an zahllosen antiken Ruinen, — meist Villen und Bäder — auch an der Villa Ciceros, die mich an ein bei Dr. Häubler*) gelerntes Beispiel aus der Bergerschen Grammatik erinnerte: „Cicero jammert, daß ihn die Villa in Schulden gestürzt habe.“ Von der ganzen Pracht des kaiserlichen Bajä sind nur dürftige Trümmer erhalten: einige Badehallen, in denen sich Tarantella-Tänzer produzieren, und Villenreste. Von dem Damm, den Caligula ins Meer aufwerfen ließ, um seinen wahnsinnigen Triumphzug über imaginäre Feinde von Pozzuoli nach Bajä über die Bucht zu inszenieren, soll man in Pozzuoli noch die Überreste sehen. — Die interessante Fahrt endete am Kap Miseno, von welcher aus Plinius den Ausbruch des Vesuv beobachtete.

Sorrent, April 1902.

Einen der köstlichsten und unvergeßlichsten Tage dieser schönen und interessanten Eindrücke so reichen Reise verlebte ich vorgestern in Kapri. Es war uns die gute Idee gekommen, statt mit dem jetzt stets überfüllten Dampfer mit einem Segelboot nach Kapri, diesem reizendsten aller Eilande, auf einen Tag hinüberzu-

*) Lehrer an der Domschule.

fahren. Am frühen Morgen, mit Proviant reichlich versehen, schifften wir, d. h. ein Berliner Maler, ein Würzburger Professor und ich, uns an der kleinen Marina von Capo di Sorrento ein. Auf dem Hinwege mußten die Ruderer an die Arbeit, da der Wind zum Segeln zu schwach war. Das Wetter war herrlich und wir sehr froh, dem Gedränge, der Sprachenverwirrung und dem Öl- und Rauchgeruch des Dampfers entronnen zu sein. Große Delphine begleiteten uns auf der Fahrt, die Fischer sangen beim Rudern ihre eigenartigen Weisen, die sich von Generation zu Generation vererbt haben, mit wirklich hübschen Stimmen und musikalischem Gefühl, das ja dieser Rasse im Blut liegt. Ich dachte mir dabei, wie es klingen würde, wenn unsere „meremehed“ sich auf dergleichen einlassen wollten. Köstlich mundete angesichts des „Salto di Liberio“ der vom Wirt gespendete Massa, welcher die Butterbröte herunter spülen half, während in animiertester Stimmung allerlei Jux getrieben wurde. Der Professor, dem nicht die geringste Kathedersteifigkeit anhaftet, war der Muntersten einer. Dadurch, daß wir mit unserer Barke kamen, sahen wir die „Blaue Grotte“ unter so günstigen Umständen, wie man sie sonst nie findet, wenn zugleich 30—40 Böte in derselben wimmeln. Da der Himmel nicht ganz klar war, war das Blau nicht so intensiv, wie es zuweilen sein soll. Dafür aber die Farbenwirkung um so zarter und feiner für das Malerauge. Von der Grotte kletterten wir einen wahren Ziegenpfad, der über Stock und Stein eine Stunde lang steil hinauf nach Anacapri führt, in die Höhe und wetterten auf den sonst so verlässlichen Bäderer, der denselben „leidlich bequem“ nennt. Mit einer Flasche des feurigen Kaprezer belohnten wir uns für die bewiesene Ausdauer. Kapri ist eine deutsche Insel geworden und verdiente nächstens annektiert zu werden! Schon die Buben auf der Straße singen „Heil dir im Siegerkranz“ in schlauer Soldi-Spekulation, die fast nie fehlschlägt. In angenehmstem Kontrast zu dem gierigen, zugleich kriechenden und frechen Benehmen der Leute von Neapel, Amalfi, Bajä u. steht das gesittete und mehr zurückhaltende Wesen der Kapri-Bevölkerung. Wir sind den ganzen Vormittag kaum angebettelt worden oder, wenn es geschah, in bescheidenster Form. Überhaupt bin ich in Capo di Sorrento, auf dem Lande, mit Italienern zusammengetroffen, die durch die Anständigkeit ihrer Gesinnung, durch ihre lebenswürdigen Formen und ihre große Gefälligkeit diese Nation, vor der man in Neapel wohl einen Ekel bekommen kann, lieben lehren. Man kann leicht bei

Beurteilung der Italiener fehl gehen, wenn man die Erlebnisse mit dem schlecht- und gutgekleideten Gefindel der Fremdenorte als Maßstab nimmt. — In Kapri sahen wir noch eine Tarantella an, getanzt von der einstmals berühmtesten Tänzerin der Umgegend. „La bella Marinetta“ hatte noch die jugendliche Geschmeidigkeit des Körpers sich erhalten, aber das Gesicht näherte sich bedenklich dem Hexentypus, den italienische Frauen so leicht beim Herannahen des Alters kriegen. Als sie noch schöner war und auf offenem Platze tanzte, hatte ihre Tarantella so viele Messeraffairen bei der Rapereser Jugend zur Folge, daß ihr die öffentliche Produktion ihrer Kunst von der Polizei untersagt wurde. Ich für meine Person habe hier schon vielfach Tarantella tanzen gesehen, aber nie mit so klassischer Vollendung, wobei Geschmeidigkeit und südländisches Feuer mit wahrhaft vornehmer Gemessenheit gepaart waren. — Erst spät am Abend verließen wir Kapri, als schon die Mondsichel am Himmel stand, mit dem Eindruck, einen Tag verlebt zu haben, der zehnfach im Leben zählt.

Sorrent, den 15. Juni 1902.

Neulich machte ich einen viertägigen Ausflug nach Pompeji, wo ich ganz ungestört durch die sonst alles überflutenden Fremdenscharen vom frühen Morgen an die Ruinenwelt durchstreifen konnte. Wunderbar berührt einen immer wieder bei dieser sehr wohlhabend gewesenen Provinzialstadt, die so viel Kunstfachen barg, die spielzeugartige Kleinheit der Dimensionen. Die Zimmer winzig, die Straßen ganz schmal! Es ist, als ob es ein in Zweidrittelgröße ausgeführter Modellbau gewesen wäre! Die Farbewirkung der Ruinen mit ihren bunten und doch harmonisch getönten Stuckresten ist auf dem herrlichen Berghintergrund eine sehr reizende. Auch die Fläche des Sarnotales, an der die Stadt liegt, ist sehr malerisch. Vor einigen Jahren hat man noch eines der besterhaltenen Häuser ausgegraben — es ist ja bloß etwas über die Hälfte der alten Stadt freigelegt und zwar ohne die Vorstädte — und es sind nach neuem Prinzip nicht mehr die Wandmalereien ausgebrochen und nach Neapel geschafft, sondern sie sind unter Glas an Ort und Stelle belassen, wodurch das Haus natürlich sehr viel belebter erscheint. Einiges hat sich fabelhaft gut konserviert, z. B. ein Haufen ausgerungener Weißwäsche oder eine Menge Brote, die aussehen, als ob sie eben aus dem Ofen ge-

kommen wären. Ergreifend sind auch die Abgüsse der Leichen, deren Form sich in den nassen Aschenbrei abgedrückt hatte. Fiorelli kam auf den genialen Gedanken, Löcher, welche Skelette enthielten, mit Gips auszugießen, und gewann so die lebensvollen Abbilder. Man sieht ganz deutlich noch den Ausdruck des Todeskampfes in den Zügen! — Im lebhaften Kontrast zu der Stille der Totenstadt, die mit ihren gelbgrauen Mauern wie ein Gerippe im Grün der Landschaft zwischen den Häusern der Lebenden da liegt, steht das Gewühl von Torre del Greco, einem der Vororte von Neapel. Es sollte am Abend meiner Ankunft in Pompeji dort ein großes kirchliches Fest „dei quattro altari“, das Beziehungen zu den altchristlichen Märtyrern zu haben scheint, gefeiert werden. Vom ganzen Golf strömten die Menschen vom Morgen an mit Eisenbahn, Tram, Pferden, Eseln und Maultieren und auf allen Arten von geschmückten Fuhrwerken dahin. Aus Kapri wußte ich schon, daß derartige Feste hier sehr malerisch sein können, wenn sie auch nicht auf große religiöse Erhebung hinwirken. Ich fand in vielen Straßen enorme, haus hohe Altarbauten errichtet. Holzgerüste, die kuliszenartig bemalt, mit allerhand farbigen Stoffen und Goldfitter bekleidet, von improvisierten Gartenanlagen umgeben, nicht nur einen prächtigen, sondern auch einen recht geschmackvollen Eindruck machten. Die Dekoration war allerdings zuweilen verblüffend. So waren z. B. an einem Altar mit dioramaartigem Bilde — Moses, mit teils gemalten, teils plastischen Figuren — zu beiden Seiten japanische Jongleure (!) gemalt, von denen einer mit Sonnenschirmen jonglierte, der andere eine Pfauenfeder auf der Nase balancierte! Um das Ganze lief eine Dekoration von Korallen, Wasserpflanzen zc. mit aus Pappe kunstvoll hergestellten Seeungetümen. Am Nachmittag war Prozession mit Blechmusik, Petarden und großer Fröhlichkeit, am Abend eine Illumination, die bei uns ihresgleichen lange suchen müßte. Die Hauptstraßen überspannten Guirlanden oder Triumphbogen aus tausenden von vielfarbigen Lichtern. Die ganze Domsfassade mit ihrer reichen Architektur war in funkelnden Flammenlinien wiederholt und die Piazza glich einer Zauberdekoration aus einem Ballett. Die Ortsheiligen sind hier keine Spielverderber und man glaubt sie am besten durch harmlose Fröhlichkeit, Musik, Feuerräder, Karussells zc. zu ehren. Dabei muß ich dem Benehmen des Volkes vollste Anerkennung zollen. Hunderttausende durchzogen die Straßen oder saßen vor den Kaffees und Trattorien, aber ich habe nie ein Drängen,

ein Gezänk oder Geschimpf wahrgenommen, habe keinen Betrunknen, überhaupt nicht eine Verletzung des guten Tons gesehen, obschon ich mich bis spät am Abend in der Menge umhertrieb. Die Wirkung uralter Kultur ist in diesem Volke mit so leicht aufflackernden Leidenschaften besonders ersichtlich. Dazu kommt der Segen eines leichten Landweins, der erheitert, ohne zu berauschen. Man sollte die Hunderttausende, die bei uns unter dem Zeichen des Alkohols stehen, einen Tag ohne Polizei so loslassen! — Ein junger Kollege aus Hannover ist mir als Charakter wenig sympathisch. Bezeichnend für ihn ist ein kleiner Zug. Er liebt es nicht, ebenso wenig wie ich, angebettelt zu werden, reagiert aber folgendermaßen darauf: von einem alten Weibe um eine Gabe angesprochen, schickt er sie erst ziemlich barsch weg, dann, nachdem die Alte einen steilen Abhang hinabgeklettert ist, zeigt er ihr von oben ein Geldstück, worauf sie im Schweiß ihres Angesichts den Abhang wieder hinauf klettert. Jetzt steckt er das Geldstück wieder ein und heßt seinen Hund auf sie! Als er strahlend diese Episode als einen guten Witz erzählte, fiel er damit vollständig durch. — Während ich schreibe — es ist spät am Abend — rollt unaufhörlich der Donner, und Meer und Gebirge werden abwechselnd vom Vollmond und den Blitzen beleuchtet. Wir waren eben zu den antiken Ruinen am Meere spaziert. Es war großartig — ein Bild von Böcklin. — Den gestrigen Abend verbrachte ich in heiterer Weise mit Italienern, die einen Picknick gemacht hatten. Sie sind stets von sehr expansiver Lustigkeit, ohne jedoch unfein zu werden; dabei gutmütiger und weniger mokant, als die Franzosen gewöhnlich sich geben. Es gab viel improvisierten Gesang, wobei ich die fabelhafte natürliche, musikalische und schauspielerische Begabung der Italiener bewunderte.

Sorrent, den 13. Juli 1902.

Seit einer Woche bade ich ganz regelmäßig. Der Genuß ist ein ganz wunderbarer. Da 20° in der Luft und 19° im Wasser sind, so empfindet man beim Hineinsteigen gar keinen Schock und einmal drin, möchte man gar nicht mehr herauskommen, sondern ewig in der lauen Wanne plätschern — der schönsten Wanne der Welt. In bade nämlich in einer Art natürlichem Bassin, das sich mit einem Felsentor gegen das offene Meer erschließt und schon in Römerzeiten zu einer Villa als Bad gehörte. Das Wasser ist

brennend salzig und trägt wegen seiner größeren Schwere den Körper beim Schwimmen mehr, als es in der Ostsee der Fall ist. Wonnicig ist es, regungslos auf dem Wasser zu liegen, angesichts der duftigen Berge und der grünen Felsenufer.

Sorrent, den 25. Juli 1902.

Leider muß ich das Schwimmen ins offene Wasser, was hier so reizvoll ist, ganz aufgeben und mich an die kleinen Buchten halten. Ich plauderte eines Tages mit vorbeifahrenden Fischern und da sagte mir einer, ich solle mich nicht so weit hinauswagen, denn es kämen hier nicht nur ab und an Haiische, sondern auch andere größere Raubfische in tiefem Wasser vor. Ich glaubte, er wolle mich ängstigen, um sich für seinen Rat eine „Mancia“ zu holen, doch wurde es mir in der Pension bestätigt. In die Buchten mit seichtem Wasser kommen die insamen Bestien nicht hinein.

Porto d' Ischia, den 23. August 1902.

Seit gestern wohne ich hier in einem netten, weißgetünchten Häuschen, in einem herrlichen Pinienwalde. Um das Haus herum zehn Fuß hoher Feigenkaktus und Weinlaub auf säulengetragenem Gitter gezogen. Aus dem Fenster Blick in das Innere der bergigen Insel mit ihren Pinien, Kastanien und Weingärten. Der ganze Lavaström, der vor 700 Jahren sich hier ergoß und die Nordostseite der Insel für lange Zeit unbewohnbar machte, kann auch keine andere Vegetation, als die anspruchslosen Pinien tragen. Zwischen den Bäumen türmen sich noch die Lavablöcke schwarzgrau oder rötlichbraun, wie riesige Koks-schlacken — sie klirren unter dem Fuß. Ginster und dürres Gras wächst zwischen diesen Schlacken. Der Krater, dem sie 1302 entquollen, liegt etwa zwei Werst oberhalb der Stadt. Im Wesen ist die Bevölkerung von Ischia sehr nett, bescheiden und freundlich, wie das Volk überhaupt etwas abseits von der Touristenstraße seine vielen trefflichen Qualitäten zeigt: arbeitsam, höflich, fröhlich, nüchtern und genügsam. Überall hört man in den Weinbergen und von den Fischerbooten hübschen Gesang. Die Frauen des Volkes sind vortreffliche Gattinnen und Mütter, von einer Häuslichkeit, von welcher man sich bei uns keinen Begriff macht. In fast orientalischer Weise verlassen

sie das Haus so gut wie nie. Ihr ganzes Leben spielt sich so zu sagen diessseits und jenseits der Haustüre ab oder im Garten, wo sie arbeiten. Am Abend sitzen sie plaudernd vor der Haustür. Die Frau meines „Minerva“ Wirts war vor acht Jahren zuletzt in Sorrent (1/2 Stunde Spaziergang!). Sie ist keine Ausnahme, wie ich überall hörte. — Amüsant ist hier das Leben am Badestrand. Jede Brüderie fehlt, zwischen den Spaziergängern wimmeln nicht nur nackte, terrakottafarbene Kinder jeden Alters und Geschlechts, sondern ebenso Damen und Herren in Kostümen, die mehr zeigen als verhüllen. Man badet, promeniert und konverziert am Strande und auf den Straßen, die zum Strande führen. —

Pompeji, den 9. Dezember 1902.

Ich habe mir die sehr selten erteilte Erlaubnis ausgewirkt, die Ruinen bei Mondschein zu sehen; in 3—4 Tagen ist Vollmond. Ich schließe mich, wie der Inspektor Graf Gozzariet, der Patrouille an, die mit den fürchterlichen Hunden zusammen die nächtliche Runde macht. Dann tun einem die Bestien nichts, die sonst jeden, den sie finden, packen; sie sind auf den Mann dressiert. Am nächsten Tage mache ich dann ein Bildchen aus der Erinnerung. — Von großem Reiz ist es, in den Arbeitspausen die Ruinen zu durchstreifen und selbst ohne Führer allerhand zu finden. So stieg ich neulich in ein Gewölbe hinunter, in dem am Tage der großen Eruption gerade Kalk für eine Reparatur am Hause geführt worden war. Die Schaufel, ganz verrostet, saß noch im Kalk, seit Kaiser Titus Zeiten! — Neulich machte ich nach der Arbeit an einem nebligen Abend einen Spaziergang nach Torre Annunciata und bummelte im Hafen. Mit seinen Dampfern und Speichern, Krähen und Warenhallen sah er am Abend bei seinem Staubregen täuschend unserem Nevaler Hafen gleich. Dazu kam, daß die Glocken, die eben läuteten, genau den Klang unserer St. Olai-Glocken hatten, so daß es mich recht heimatlich anmutete.

Rovello, den 4. Januar 1903.

Mit Wehmut genieße ich jetzt in Rovello die letzten Tage meiner Arbeitstournee über Pompeji und Paestum. Wenn ich etwas zu bedauern habe, daß ich es anders hätte machen sollen,

so ist es mein verspätetes Kommen nach Rovello. Hätte ich es früher gesehen, hätte ich mein Hauptquartier hier aufgeschlagen — so wunderbar ist der Platz für Künstler, so unerschöpflich an interessanten Motiven. Da jetzt überall die Blätter und Blumen fehlen, so ahnt man nur, was für ein Paradies Rovello im Frühling sein muß, wo alle halb in Trümmern liegenden Paläste und Kirchen aus der Zeit der Hohenstaufen und Njous von reichster Vegetation umkleidet sind. Das kleine Felsennest, das auf steil abfallender Höhe über Amalfi liegt, jetzt nur 2000 ärmliche Bewohner birgt, hatte in seiner Glanzzeit 140,000 und war Residenz von Päpsten und Königen. Im Zentrum liegt neben der Kathedrale, die eine berühmte Mosaikkanzel hat, der alte Palazzo Ruffalo in sarazenisch-normannischer Architektur, ein festungsähnliches Bauwerk, jetzt im Besitz eines Engländers, der mit feinstem Takt es verstanden hat, den Bau bewohnbar zu machen, ohne ihn zu modernisieren. Der Garten, der aus einem Labyrinth von Terrassen, die durch Gänge, Treppen und Brücken miteinander verbunden sind, besteht, ist ganz urwüchsig geblieben und nur eine Fülle von Cypressen, Pinien, Palmen und andern edlen Bäumen, die aber wie von selbst gewachsen zwischen den Ruinen den Platz sich streitig machen, zeigen, daß eine Künstlerhand hier gewaltet hat. Ich habe die Erlaubnis erhalten, im Park zu arbeiten. Ich hoffe, daß ich noch einmal hierher kommen kann, um aus diesem Reichtum zu schöpfen, sonst wäre der Abzug gar zu trist! — In Paestum hatte ich mir das Essen zuletzt fast ganz abgewöhnt, so wenig appetitlich war die Bereitung der Speisen durch die fettglänzende, schweißtriefende, pantoffelschlurrende Badrona. Auf eine von mir hingeworfene Frage, ob die Wäsche von Hand und Gesicht hier nur ausnahmsweise erfolge, ging sie bald darauf mit Ostentation zu einer Art ummauerter Pfütze an der Landstraße, die stehendes Wasser und sonst noch allerhand enthielt, kniete am Rande nieder und rieb sich die in der Pfütze angefeuchtete Hand an einem Steine so lange, bis die eine Handfläche die natürliche Fleischfarbe annahm. Das war die Morgentoilette, die unternommen wurde, um mich zu entwaffnen!

Rom, den 6. April 1903.

Nach einem Orientierungspaziergange sahen wir, d. h. ein deutscher Schriftsteller Arndt und ich, die Palmsonntagsprozession

mit Gesang in der Peterskirche. Der Eindruck entsprach nicht den Erwartungen, da das Innere mit barockem Skulpturwerk überladen ist. Der Petersplatz aber ist eminent malerisch und grandios. — Leider regnet es, doch kann man an Regentagen seine Zeit gut in Sammlungen und Kirchen zubringen. Gestern war einer der Höhepunkte meiner Reise; vielleicht war es das Schönste, was ich je gesehen: Tivoli mit den eigenartigen halbunterirdischen Wasserfällen und dem Sibyllentempel und die Reste der sich über mehrere Quadratwerst erstreckenden Villa Hadrians. Die Ruinen von grandiosen Verhältnissen liegen inmitten einer üppigen Vegetation von uralten Oliven, Cypressen, Pinien und Buchen. Der Eindruck des Ganzen ist märchenhaft. Heute im Vatikan — kurz, man sieht am Quell der Schönheit. Gestern abend das Kolosseum im Mondschein; aber auch die Prosa fordert ihr Recht. Heute großer Streif aller Arbeiter, Kutscher, Handwerker etc.

Rom, April 1903.

In den Kirchen viel Pompentfaltung: alles fürs Auge, wenig für den Verstand und nichts fürs Gemüt. Heute morgen wieder in St. Peter, wo große Karfreitagsprozession war. Ein Erzbischof zelebriert und im Zuge schritt im Kardinalspurpur Rampolla, der eigentliche Lenker der Geschicke der katholischen Christenheit, die rechte Hand des Papstes. Er ist von meiner Größe und überragt alle Kleriker um Haupteslänge. Er hat starke, unschöne Züge, eine sehr große Nase, aber das Gesicht fesselt durch den Ausdruck von Klugheit und Energie. Zweimal ging er ganz nahe an mir vorbei. Es war mir interessanter ihn zu sehen, als die Hälfte aller Potentaten Europas. Sehr schön war der Gesang während der Prozession von der berühmten päpstlichen Kapelle; er wenigstens konnte feierlich stimmen. Vorgestern hörte ich im Lateran die „Lamentationen“, einen Teil des Passionsgottesdienstes. Sie waren durch ihre Länge sehr ermüdend und man konnte sich die Beine in den Leib stehen, da es keine Sitzgelegenheit gab. Heute abend ist das berühmte „Stabat“ in St. Maria sopra Minerva, der einzigen gotischen Kirche in Rom. — Das viele Sehen und Fahren mit Schusters Rappen (es ist Droschkenstreif und auch nur wenige Trams zirkulieren) machte, verbunden mit spätem Zubettegehen, daß mich zuweilen eine unbegreifliche Müdigkeit überkommt und

zwar oft an sehr unrechtem Ort. Gestern überfiel sie mich in der Galerie Borghese vor den größten Meisterwerken der Kunst. Ich nickte in allen Sesseln, und weder die „irdische“ noch die „himmlische“ Liebe von Titian war imstande, mich aus meiner Lethargie zu wecken. Auf die Schlassucht folgte dann ein furchtbarer Gähnkrampf, so daß ich mich in den Fensterbrüstungen versteckte. Nach einer Stunde war ich dann wieder genußfähig!

Rom, April 1903.

Der letzte Tag hier in Rom ist stark verregnet. Ich besuchte noch eine herrliche alte Basilika, die außerhalb der Stadtmauer liegt. Alle die Kirchen, die nicht im Weichbilde der Stadt liegen, haben noch ihren hochaltertümlichen Charakter behalten. Diese San Lorenzo fuori le mura geht noch auf Konstantin zurück. Die andern Kardinalkirchen in der Stadt sind alle ohne Ausnahme in der Barockzeit der Brunksucht der Päpste und dem künstlerischen Unrecht einer Periode, der nichts Altes, Historischgewordenes heilig war, zum Opfer gefallen. Allenthalben drängen sich in den alt ehrwürdigen Stätten gespreizte, verzückte Heilige, Engel mit bombastisch flatternden Gewändern und affektierten Posen, Vergoldung über alles Maß, Wülste, Draperien, Wappen, reiches aber geschmacklos angewandtes Material an Marmor, Alabaster, Bronze — kurz, der Barockstyl, den ich nie liebte, ist mir hier in Rom vollends zum Ekel geworden. Um all den Bombast zu vergessen, suchte ich noch einige abseitsliegende Renaissance-Paläste auf, aus der besten Zeit stammend, ein wahres Labfal für das Auge. Später fuhr ich per Tram zum Ponte Molle, der alten Milvischen Brücke, wo Konstantin die Entscheidungsschlacht gegen Maxentius, Christentum gegen Heidentum, schlug. Die Örtlichkeit ist in der Gegenwart schrecklich trivial und man wünschte fast, die Stelle nicht gesehen zu haben: Kaffees, Regelbahnen, Dampftram, Zollstation und keifende Weiber stellten sich dem entzückten Auge dar!

Sorrent, April 1903.

Wieder einmal im Hafen der guten Alten „Minerva“ eingelaufen, bei strömendem Regen, aber mit offenen Armen empfangen. In Neapel war großer Zustand. Im Hafen und auf der Reede

gegen dreißig Schiffe in Flaggenparade, Eduard VII. war gerade angekommen. Ich habe ihn nicht gesehen und war auch in solcher Stimmung, daß alle Könige Englands, von Wilhelm dem Eroberer an, an mir hätten vorbeidefilieren können, ohne daß ich ein Auge für sie gehabt hätte. Nächstens wird auch Kaiser Wilhelm erwartet und in Rom trifft man große Vorkehrungen.

An Bord der „Sumatra“, den 11. Juli 1903.

Eben ist die Sonne untergegangen und die Küsten von Elba und Corsica verschwinden in der Dämmerung. Bis der Vollmond aufgeht, gibt es nichts zu sehen. Da steige ich denn in die Kajüte, mein Herzensmütterchen, um Dir zu schreiben. Die Fahrt ist über alle Beschreibung schön: stille See, nur eine ganz leichte Brise, die Kühlung fächelt, klarer Himmel, ein sehr sauberes Schiff, sogar Kajüten ohne „Schiffsgeruch.“ Dazu kommt, um die Fahrt vollends angenehm zu machen, die sympathische Gesellschaft von Fräulein S. — Gestern um acht Uhr verließen wir den Hafen von Neapel, der sich noch bei Sonnenuntergang in seiner ganzen Pracht zeigte. Die Luft war so klar, daß ich über den Golf herüber die Häuser von Capo di Sorrento sehen und den braunen Mauern ein Lebewohl zuwinken konnte. Um den Schönheitszauber des Golfes noch zu überbieten, ging hinter dem Vesuv der Vollmond auf. Aus dem Krater des Berges lohete von Zeit zu Zeit eine Feuerzunge und der Anblick der amphitheatralisch vom Ufer aufsteigenden Stadt, die mit ihren tausenden von Lichtern sich im stillen Meer spiegelte, war unvergeßlich schön. Wir saßen bis tief in die Nacht auf Deck in angenehmem Geplauder. — Noch am letzten Tage in Neapel machte ich, von Fräulein P. dazu aufgefordert, eine Wagenfahrt auf der herrlichen Straße von Posilippo mit. Die Wagen und die schönen Pferde gehörten einer Freundin von Fräulein P., — einer reichen Schweizerin. Die Fahrt, die in ihrem Beginn außerordentlich schön war, hätte leicht ein abscheuliches Ende nehmen können. Auf der Rückfahrt begegnete uns ein wie toll heransausendes Automobil, das mit der dreifachen Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Fuhrwerks um die Ecke gefahren kommt. Der sehr geschickte Kutscher hatte nicht mehr Zeit Platz zu machen, sondern nur noch die Möglichkeit, die Pferde zur Seite zu reißen. So rannte uns das Auto, obschon stark gebremst war, in die Wagenflanke. Auf den Krach folgte ein Tumult und Geschrei der vielen Menschen, die die Katastrophe als unvermeidlich

kommen sahen. Der Kutscher war vom Bock gesprungen, aber dabei gestürzt, hatte sich doch rasch aufgerafft und konnte noch die sich bäumenden Pferde mit Hilfe des Lakaien einer englischen Dame zum Stehen bringen. Die Tiere waren im Durchgehen und zitterten am ganzen Leibe. Das Auto hatte viele Maschinenteile eingebüßt, die auf der Straße umherlagen; bei uns war der Tritt verbogen und die eine Tür stark beschädigt. Das Beste war, daß der Autobesitzer im Bewußtsein seiner Verschuldung den Großartigen zu spielen suchte und mächtig herumperorierte, auf unseren Kutscher losfuhr, warum er nicht richtig ausgebogen sei u. s. w. Ich war so erobst über diese infame Manier der Automobilfahrer, mit Schnellzugsgeschwindigkeit ohne Rücksicht auf die Frequenz einer Straße dahinzujagen, — daß ich ihm auf französisch so tüchtig meine Meinung sagte, daß er mich forderte. Was ich ihm alles gesagt hatte, weiß ich nicht genau, jedenfalls hatte ihn der Passus sehr irritiert „ce ne font que les imbéciles, qui vont de ce train-là sur une route fréquentée partout de voitures et de piétons!“ Zitternd von Wut nahm er meine Karte und wollte am anderen Morgen im Hotel sein. Ich wartete, wie abgemacht, bis elf Uhr und ging dann meiner Arbeit nach. Ich dachte mir gleich, daß er sich hüten würde zu kommen. Die Polizei und alle Umstehenden hatten für uns Partei genommen und bei einer richtigen Untersuchung hätten wir Recht bekommen müssen, nur daß die Besitzerin des Wagens die Scherereien vermeiden wollte und nicht klagte. Fräulein S; die vor Schreck eine Nervenkrise bekommen hatte, brachte ich zu Fuß nach Hause. Ein Glück, daß die schönen Pferde ganz unverletzt waren!

Genua, den 12. Juli 1903.

Gegen fünf Uhr morgens kam Genua in Sicht und um sieben Uhr fuhren wir in den stolzen Hafen ein. Die Berge sind hinter der Stadt höher als in Neapel und die Stadt steigt höher und steiler an den Abhängen empor. Den Tag haben wir gut ausgenutzt. Gleich in der Frühe zu dem berühmten Campo-Santo, dem Friedhof, der von monumentalen Säulenhallen umgeben ist und eine Überfülle von Marmordenkmälern enthält. Das Ensemble wirkt großartig, während die einzelnen Denkmäler oft Monstra an Geschmacklosigkeit sind. Wir sind unsere einfachen Kreuze viel wirkungsvoller, als diese prozenhafte Gräber. Später

befuchte ich allein den Palazzo Ballavicini-Dorazzo mit schönen alten Bildern, den Dom u. s. w. und am Nachmittag fuhren wir zusammen an den klimatischen Kurort Rapallo in paradiesischer Lage. — Morgen um zwölf Uhr sind wir in Mailand.

Genua, den 3. August 1903.

Bin den dritten Tag in Genua und ebenso, wie das erste Mal, entzückt von der herrlichen Lage, aber auch von der Sauberkeit der Stadt und der Feinheit und Liebenswürdigkeit seiner Bewohner. Neapel und Genua — zwei Welten! Man kann hier in Ruhe und Frieden über die Straße gehn, ohne angebettelt, nachgeäfft und durch allerhand Zudringlichkeiten zur Verzweiflung gebracht zu werden. Man ist sicher, daß einem nicht alle drei Schritt etwas ins Ohr geblöft wird und braucht nicht zu fürchten, daß jeder geschäftliche Verkehr mit einem Betrug endet.

Neapel, August 1903.

Um neun Uhr morgens in Neapel angekommen. Das Meer war nur leicht gekräuselt, stellenweise spiegelblank und die Temperatur auf Deck sehr angenehm. Leider war das Schiff eines von den kleinen. In eine ganz kleine Kabine pferchte man vier Personen zusammen! Natürlich war die Luft glühend heiß und verbraucht. Ich zog es vor, beide Nächte auf Deck zu schlafen. Namentlich die letzte Nacht habe ich vortrefflich geschlummert, da ich mich für Geld und gute Worte in den Besitz einer Hängematte, die einem Schiffsjungen gehörte, gesetzt hatte und so, bequem liegend und über den Deckpassagieren schwebend, eine herrliche Nacht verbrachte. Es war Vollmond und die Ausfahrt aus dem Hafen von Genua unvergleichlich schön. — In Genua merkt man, daß man sich an einem Hafenplatz ersten Ranges befindet. Ein rastloses Treiben! Dampfer kommen und gehen, Masten und Schornsteine, Speicher und Kontore, so weit das Auge blickt. Dampfpfeifen und Sirenen heulen und pfeifen in allen Tonarten. Am Abend ist alles taghell elektrisch erleuchtet, farbige Schiffslampen, Leuchtfeuer der Türme, dazu Vollmond, im Hintergrunde die an den Bergwänden sich steil hinaufziehende Stadt in ihrem Lichterglanz und im letzten Widerschein der Abendröte — es war wirklich schön! Leider hatte

ich mich noch mit frechen Gepäckträgern und Bootsleuten herumzuschlagen, denen man ganz wehrlos preisgegeben ist, da keine Polizei sich blicken läßt, wo sie gerade nötig ist. Nicht ein Passagier kam ohne Spektakel an Bord, denn die Kupferei war bestens organisiert. Ich kam, da ich gleich anfangs tüchtig zeterte, billiger davon. — Der Hafen von Neapel ist gegen den von Genua wie tot. Ich zähle eben, an Bord des Sorrentiner Dampfers schreibend, wenn ich von Kriegsschiffen und Vergnügungsdampfern absehe, im ganzen acht Handelsdampfer. Sie verlieren sich im enormen Hafengebäude, in welchem oft solenne Fischzüge abgehalten werden. Man sollte nur versuchen, im Hafen von Genua Netze auszuwerfen! Genua soll nach der Erweiterung seines Hafens Marseille bedeutend Konkurrenz machen. — Meine Arbeit in Genua glückte mir sehr; ich konnte alles beenden und noch im letzten Moment in fliegender Eile mit der Uhr in der Hand eine Skizze von einem alten Kirchenportal in romanischem Stile machen, die zu den besten und effektvollsten meiner ganzen Kollektion gehört.

Sorrent, den 15. August 1903.

Im Sorrent herrscht große Hitze. Alles ist tot, nur die Zikaden ziehen zu Tausenden ihr eintöniges Sommerlied. Ich hatte am Nachmittag Siesta und erwachte wie aus dem Wasser gezogen. Die Nächte sind auch heiß und dann — die entsetzlichen Moskitos! — Der Vesuv ist jetzt aktiv, aber das Eruptionsbild sehr abwechselnd. Im Juni warf er schwarze Aschenwolken alle zwei, drei Minuten aus, dann schien er zwei Wochen lang ganz erloschen zu sein. Anfang Juli stieß er in regelmäßiger Wiederkehr eine feurige Lohe aus; es war zerstäubte glühende Lava mit Steinen. Seit vorgestern fließt auch Lava und zwar nach der Seite von Pompeji, also uns zugekehrt. Doch ist sie bis jetzt nur ein Viertel der Bergeshöhe hinabgeflossen. Gestern den ganzen Tag Donnergetöse wie eine Kanonade.

Pompeji, den 28. August 1903.

Seit jenem Winterabend dieses Jahres, als einer der Gäste der Pension „Minerva“ in den Speisesaal stürzte und die ganze Tafelrunde mit dem Ausruf alarmierte: „Der Vesuv speit,“ wurde

wöchentlich eine solenne Vesusbesteigung geplant, aber stets vereitelte eigend ein widriger Umstand das Vorhaben. Jetzt endlich, sieben Monate später, winkte mir Erfüllung. Es war starker Lavafluß eingetreten, der Moment war günstig, und so rollte ich denn den 23. August früh, mit meinen Malutensilien bewaffnet, in einer Carocella gen Pompeji. Wie schön ist nicht die vielbefahrene Straße von Sorrent bis Castellamare, und wie wenige Reisende kennen sie in ihrem vollen Glanze! Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren, wie die Italiensfahrer, die im März oder April am Golf gewesen sind, entzückt von der Bläue des italienischen Himmels sprechen. In den Frühlingsmonaten ist die Luftstimmung im Süden garnicht wesentlich verschieden von derjenigen eines klaren estländischen Sommertages, und es ist oft nur das Wohlgefühl, sich plötzlich aus den heimatlichen Schneegebirgen unter Palmen, Oliven- und Orangenbäume versetzt zu sehen, das die reisenden Nordländer die Intensität südlicher Farben schätzen läßt. Erst im Juni, wenn die Niederschläge seltner werden oder ganz aufhören, entfaltet sich die volle Farben- und Lichtfülle. Bei dem hohen Sonnenstande dringen die Strahlen allenthalben ein, jeden Winkel aufhellend und die Schatten durch Reflexe in Licht auflösend. Das Sonnenlicht ist wirklich weiß und nicht gelblich, wie bei uns, wo die Strahlen auch bei Mittag verhältnismäßig schräg fallen, Während der monotone, eigentümlich schwirrende Laut der Zykaden weit und breit in geradezu betäubender Weise alles erfüllt, scheint die ganze Natur in dieser flammenden Weißglühhitze des Mittags zu beben. Und dabei die unbeschreibliche Transparenz dieser Luft, in der wochenlang nicht das kleinste Wölkchen steht! Gegen grellweiße Häuser gesehen, erscheint der Himmel im satten Azur und doch, mit der Tiefe der Meeresfarbe verglichen, in zartem Opal. Am Horizont scheinen Luft und Wasser in violettem Duft sich zu vereinigen. Die Inseln und fernen Vorgebirge schwimmen kaum erkennbar wie hingehaucht in der Atmosphäre, die in den hellsten Farben irrisiert. Trotzdem kann man auf Kapri, Ischia u. s. w. die kleinsten Einzelheiten unterscheiden. — Die Straße ist mit mannigfachen Typen belebt, die mit südländischer Farbenfreudigkeit sich mit ihren hellfarbigen Lappen drapieren. Die Schönheit und angeborne Grazie dieses Volkes läßt auch die Armseligkeit der Kleidung nicht unschön erscheinen. Braunfarbene Kinderchen, fast nackt, tummeln sich fast allenthalben im Staube. Beständig begegnen einem die höchst malerischen zweirädrigen Karren mit ihrem

Aufputz von Federn und Troddeln, mit ihrem reichen Metallbeschlagn und ihrem versilberten Wetterfähnchen, das über dem Widerrist des Pferdes schaukelt. Unter dem weißleinen Verdeck ertönt oft ein vergnügtes Lied. Es geht im Trabe durch alle die reizenden Ortschaften am Wege: Meta Sejano, Vico Equense u. s. w. Die frische Seebriese, die um Mittag Kühlung bringt, hebt den Kalkstaub in leichten cremefarbenen Wölkchen und trägt ihn in die Campagna, die silbergrauen Oliven, die Aloe, die glühendroten Verbenen auf den Gartenmauern, die zartgrünen gefiederten Akazien mit feinem Puder umhüllend. Auch der Staub hat seine Poesie, ebenso wie der Reif unserer nordischen Wintertage. Von Torre Annunziata her tönen ferne Böllerschüsse. Es ist die Zeit, wo der Italiener in harmlos vergnügter Weise, ohne Alkohol und Schlägerei, nur mit gelegentlichem Messerstich seine hübschen Feste feiert, bei denen er mit Prozeffion, Feuerwerk und Musik sich und seine Heiligen gern amüsiert. Da ihm ein Knallen an sich schon ein Genuß ist, so bilden die trommelfellzerstörenden Explosionen der „mortaretti“ und „botte“, von denen einige Hunderte hinter einander losknallen, eine Hauptnummer im Festprogramm: ein Sinnenkitzel, dem der Italiener, sei er jung oder alt, hoch oder niedrig, ungern entgeht. (Der Brief bricht ab.)

Pompeji, den 30. August 1903.

Aus Pompeji teilte ich Dir mit, daß ich eine hochinteressante nächtliche Besteigung des Vesuv gemacht und dabei aus allernächster Nähe die fließende Lava und die aus dem Krater geschleuderten glühenden Bombengarben gesehen habe, natürlich in Begleitung eines staatlich angestellten Führers, ohne den man überhaupt nie zum Krater hingelassen wird. Jetzt erweist es sich, daß wir wirklich in der Höhle des Löwen gewesen sind: sechsunddreißig Stunden später ging der Tanz oben los. Über die Hälfte des obersten Auswurfkraters, in dessen Nähe ich das fabelhafte Schauspiel angesehen hatte, wurde mit Getöse plötzlich von einer heftigen Explosion weggesprengt, und mit rasender Schnelligkeit jagte ein neuer Lavastrom nach der Neapelseite hinab, während der Strom nach Pompeji, bisher der einzige, versiegte. Die neue Lava sammelt sich jetzt in einem Tal, dem sogenannten Atrio del Cavallo, zwischen dem jetzigen Hauptkegel und einem uralten prähistorischen Kraterrande, dem sog. Monte Sorena. In diesem

ältesten Krater hat sich jetzt die Hauptöffnung des Vulkans gebildet, während am bisherigen Hauptkrater nur Lava ausfließt, aber keine Lohe mehr zu sehen ist. Unser Brunnen hat einen sehr niedrigen Wasserstand und trübes Wasser — ein sicheres Zeichen, daß die Eruption sich noch steigern wird. In diesem Falle fürchtet man für verschiedene Ortschaften, wie z. B. San Sebastiano. Jetzt ist der ganze Berg rundum für Touristen gesperrt, und Carabinieriposten bewachen alle Pfade, nur in der Nähe des Observatoriums ist ein Hügel freigegeben. Man hatte geglaubt (vor dem großen Ausbruch), der Zustand des Berges sei stationär, und hatte deshalb die Menschen bis an der Kraterwand gelassen. Ist der Berg aber einmal in Aufregung, so können jeden Augenblick Veränderungen eintreten. 1872 wurden zwanzig Touristen in Atrio del Cavallo von plötzlich stärker strömender Lava eingeschlossen und kamen kläglich um. Ich habe den Krater hier von unten aus alle diese Tage oft mit dem Opernglas beobachtet; nicht eine halbe Stunde lang bietet er dasselbe Bild. Bald viel, bald wenig Rauch, bald gleichmäßig, strömend, bald ruckweise ausgestoßen, bald ist er hellgelbgrün, bald schwarz, wie aus einem Fabrikschlot kommend.

Sorrent, den 9. Januar 1904.

Seit drei Tagen ist Baron Nolf u. St. hier in Sorrent und wir sind viel zusammen. Ich brachte ihn am ersten Abend in ein kleines Liebhabertheater, das in den Festzeiten alljährlich Vorstellungen gibt. Gespielt wurde eine Art Mysterium, das die Verschönerung der Hölle gegen das Erlösungswerk Christi zum Thema hat. Die Vorgeschichte dieses Stückes als literarische Gattung geht entschieden bis ins Mittelalter zurück. Nichts kann für den Katholizismus des Süditaliens charakteristischer sein, als diese Auf-
führung! Eine derartige Verquickung von biblischer Geschichte mit neapolitanischer Harlekinade hätte ich doch nicht, trotz allem, was ich hier gesehen, für möglich gehalten! Maria und Joseph von süßlich affektierter Heiligkeit, salbungsvoll und augenverdrehend — unfreiwillige Karikaturen. Die übrigen Figuren darin volkstümlich und die Hauptperson des Stückes eine Art „neapolitanischer Aujust,“ dummschlau, der stets hereinfällt, überall Prügel kriegt u. s. w. Mit dem Polichinell zusammen machen sie ihre Clownzüge der burlesksten Art, nicht nur zwischen die religiösen Tiraden (etwa

im Sinne des Humors Shakespearescher Dramen, der dem Ernst des Stückes gleichsam als Relief dient), sondern sie plagen damit überall in die ernstgemeinten Szenen hinein und begleiten z. B. die Anbetung der Hirten — ein szenisch hübsch arrangiertes Bild — mit ihren faulen Witzen. Und das alles ohne Cynismus und bewußter Profanation!

Termini, den 28. April 1904.

Bin in dem kleinen Flecken Termini sehr primitiv, aber leidlich gut untergebracht. Alle Wände mit Heiligenbildern behängt, Heilige in ganzer Figur aus Gips oder auch als angekleidete Puppen unter Glasglocken oder in großen Glaschreinen. Ich kam gerade an, als der heilige Antonius in der Kapelle neu angemalt wurde und es waltete ein heftiger Zwist, ob der Kopf gut oder nicht gut gemalt sei. Man sagte mir, es sei hier ein guter Maler gewesen, der alles schön gemacht, aber dann hätte jeder seinen Senf gegeben, bis man einen Pflücker den Kopf übermalen ließ. Trotz meines Sträubens wurde ich in die Kapelle geschleift, um mein Gutachten abzugeben. Die Wangen wiesen allerdings eine heftige Röte auf. Nun sollte ich sofort ans Werk und hatte wirklich Mühe, mir die Leute mit ihrem ehrenvollen Auftrage vom Halse zu halten. Wie sollte ich wissen, welcher Grad von Rothädigkeit einem normalen Heiligen ansteht? Da der Kampf der Parteien tobte, hätte ich es doch nicht allen recht gemacht und nur mein bißchen Zeit vergeudet.

Termini, den 30. April 1904.

Der Kollege hat heute die Backen des heiligen Antonius zart abgetönt und mein energisches Eintreten für die Güte der Arbeit, vereint mit einer schwerwiegenden Meinungsäußerung des Brigadiere delle Guardia haben bewirkt, daß dem armen Teufel von Stubenmaler sein kärglicher Lohn ausgezahlt wurde. Die Unzufriedenheit war, wie ich bald merkte, geheuchelt, um ihm mit Schläue das vorzuenthalten, was ihm zukam. — Ich wohne bei sehr netten biedereren Leuten. Tadellos sauber sind Zimmer und Wäsche, Essen und Logis billig. Delikat verstehen sie Fische zuzubereiten: geröstet mit Essig und Öl — um sich die Finger zu lecken! Mit den Fischen muß man sich gut stellen, sonst können sie einen entsetzlich chikanieren und stören. Sie sind hier viel be-

scheidener als in Neapel, aber um sie bei Laune zu erhalten, muß man ihnen auch hier täglich kleine Verdienste zukommen lassen. Als gutes Mittel erweist es sich, kleine Dienstleistungen der einen unwimmelnden Kinder mit Zigarretten zu belohnen. Für einen „Zug“ lassen sie ihr Leben und bei weisem Maßhalten im Verteilen der Gabe, für 8—10 Kop. täglich, halte ich sie in der Furcht des Herrn. Um das gute Betragen der Leute, alt und jung, recht zu schätzen, muß man durchgemacht haben, was ich in Neapel erlebte. Auspfeifen, die Boote und Netze während der Arbeit absichtlich in andere Stellungen bringen, anrumpeln u. s. w. ist noch das wenigste, was einen Knauferigen beträfe.

Genua, Mai 1904.

Sehr warm und herzlich war mein Abschied von den guten Minervaleuten. Der alte brave Wirt Michele umarmte mich mit wirklich ungeheuchelter Wärme und gab mir als Stütze für den franken Fuß den Sohn Angelo bis Neapel mit, der mich wegen der Mühe, die ich mir mit seinem Französisch ein Jahr lang gegeben, stets durch besondere Ergebenheit ausgezeichnet hatte; ihm war es ein Fest, mich begleiten zu dürfen. Die gute alte Padrona weinte, wie ich abfuhr — ich fühlte recht, wie sehr ich mit diesem Stück Erde verwachsen war.

Dresden, Frühsommer 1904.

Seit vorgestern Abend in Dresden. Die Rückreise hat sich über alles Erwarten angenehm gestaltet, überall fand ich alte oder neue Freunde, letztere nicht minder herzlich, als wenn man sich seit Jahren gekannt hätte! — Gelobet sei jede Stunde, die ich dem Aquarell gewidmet habe! An guten Bildern in Öl ist allenthalben Überproduktion, aber an guten Aquarellen herrscht ein solcher Mangel, wie ich ihn nicht für möglich gehalten hätte. Ich schreibe es Dir, nicht um zu prahlen, sondern um Dich über meine Zukunft zu beruhigen. Meine Skizzen werden in den hiesigen Kunstkreisen sehr günstig beurteilt. Max Giese, der Präses des Münchener Aquarellisten-Vereins, hat mich aufgefordert, als korrespondierendes Mitglied dem Verein anzugehören. Er selbst wählte zehn Skizzen aus, die im Herbst in München zur Ausstellung kommen. Das ist für meine künstlerische Stellung in

Deutschland von großer Wichtigkeit, denn der Verein ist sehr exklusiv. Für meine Ausstellung in Würzburg interessieren sich die Professoren Boveri, Tafel, Spemann und Seidl sehr warm. — Die Tage in Würzburg waren ganz außerordentlich gemütlich. Am Morgen arbeitete ich 3—4 Stunden, am Abend war ich stets irgendwohin eingeladen, sei es auf eine Ausfahrt in die Umgegend oder in das Haus eines Professors. — Hier in Dresden suchte ich zuerst Geheimrat von Seidlitz auf, einen Landsmann, dessen Rat sehr maßgebend ist, da er als einer der Direktoren der königlichen Sammlungen und als bedeutender Kunstgelehrter eine führende Rolle im Dresdener Kunstleben spielt. Die höfliche Liebenswürdigkeit, mit der er mich empfing, verwandelte sich bald in warme Anteilnahme, nachdem er die ersten Blätter gesehen hatte. Er rief seine Frau und Töchter herzu, damit sie auch sehen sollten und schrieb mir unaufgefordert eine Empfehlung an den Inhaber des ersten großen Kunstsalons für Spezialausstellungen in Dresden — Arnold. Diesen suchte ich noch am selben Tage auf und das Resultat war, daß wir für den Herbst eine Sonderausstellung meiner Skizzen vereinbart haben. Das Malen von Bildern geht ja immer ziemlich rasch, nur das Plazieren derselben ist schwer und da ist jede Gelegenheit von Wichtigkeit, zumal für mich, der ich in Deutschland noch unbekannt bin.

Mitau, Januar 1905.

Bei der Ankunft in Riga ging es bunt her: laute, lärmende Umzüge, berittene Gendarme mit Peitschen, viel Militär postiert. An der Esplanade kam ich unversehens in einen Volkshaufen hinein, in den plötzlich Gendarmen hineinritten. Ich konnte noch in den tiefen Schnee der Anlage zur Seite springen. In meiner nächsten Nähe bekam jemand von einem Schutzmann einen Peitschenhieb. Bei der Abfahrt vom Mitauer Bahnhof in Riga zogen gerade Tausende gröhrend vorüber in dichten Scharen. Underthhalb Stunden später wurde in der Nähe dieses Bahnhofs vom Militär geschossen, wobei 40 Mann gefallen sein sollen. In Mitau ist Ausstand, aber alles ist ruhig.

Würzburg, März 1905.

Zum Baltenabend will ich wieder in Dresden sein; er ist mehr privat als in Berlin, wo jeder hinkommen kann. Hier ist

Einführung durch Professor von Keyher nötig. Dadurch lerne ich die ganze Kolonie auf einmal kennen. Besonders herzlich empfing mich Professor Tren; er ist Direktor der königlichen Skulpturen-Museen in Dresden, namhafter Archäologe, der die Ausgrabungen in Olympia leitete und dabei den Hermes des Praxiteles fand, eines der herrlichsten Werke des griechischen Altertums, eines der wenigen beglaubigten Originalwerke aus dem Altertum. Ich werde seine Montagnachmittage stets besuchen, wo die Elite verkehrt und viel Anregung zu finden ist. Sein „Albertinum“ (Skulpturen) ist mustergültig geordnet in Prachträumen. — Vorigen Sonntag speiste ich bei Geheimrat von Seydlitz. Er zeigte mir viel von seinen Schätzen an Stichen und Radierungen.

Dresden, den 3. April 1905.

Seit drei Tagen hause ich in meinem Atelier im Künstlerhaufe zu Loschwitz. Zum erstenmal in meinem Leben wohne ich in einem wirklichen und wahrhaftigen Atelier mit einem Fenster so groß wie eine halbe Wand! Eigentlich komisch für einen 45-jährigen Maler, daß er noch nie ein Atelier gehabt hat, aber alles Bisherige in Reval und sonstwo war doch nur eine traurige Karrikatur eines Ateliers. — Ich erzählte Dir von der Holländerin aus Süd-Afrika, die ganz nett ist, aber nicht ganz frei von kleinen Theatermädchen; so hatte sie mir einmal erzählt, daß sie sich sehr vor Schlangen fürchte. Kürzlich zeige ich ihr ein Bild aus dem Zoologischen Garten mit einer geringelten *Boa constrictor*. Sie fährt mit einem Schrei zurück, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Also ich nach Wasser, großes Getümmel im Salon; während einer Viertelstunde mimt sie Sprachlosigkeit, bei hörbarem Zähnegeklapper!! Die Szene war gut gemacht, wir sahen uns mit Herrn K. aus Nürnberg bedeutungsvoll an und auch die andern gingen ziemlich rasch zur Tagesordnung über.

Loschwitz, Juni 1905.

Einen ganz reizenden Abend verbrachte ich am ersten Pfingstfeiertage im Kreise der hiesigen Balten. Professor von Keyher hatte in seiner Villa die ganze Kolonie vereinigt — etwa 50 Personen mit den Studenten. Daß Keyher so alle Landsleute um

sich sammelt, ist wohl ungemein dankenswert. Nächsten Sonntag geht's nach Meißen; dann ist Schluß der Baltenabende und Ausflüge.

Lojchwitz, August 1905.

Gestern war ich schon mit mehreren Landsleuten, die aus der Sommerfrische zurückkehrten, zusammen. So freute ich mich besonders, mit Dr. von Holst den Abend zu verbringen. Nächsten Sonntag ist wieder die erste Baltenausfahrt und zwar in die Nähe von Tharandt.

Lojchwitz, August 1905.

Von meinem stillen Atelierdasein gibt es nicht viel zu berichten. Der letzte Ausflug galt der Reppmühle, in einem tiefen Felsentale gelegen; sie hat Eichendorff zu seinem Liede: „In einem kühlen Grunde“ begeistert. — Herrlich, daß man hier die Oper so billig haben kann; gestern für 1 Mark 50 eine hochherrliche Aufführung des „Rheingold“ von Wagner gehört. Eben wird der ganze Ring an 4 Abenden gegeben. Montag ist „Siegfried“, ein gigantisches Werk; immer neue Schönheiten offenbaren sich, je öfter man es hört. Quatsch ist es, wenn man von der abstrakten, „unverständlichen“ Musik geschrieben hat. Die Wirkung ist geradezu überwältigend und der Text in genialster Weise dem altnordischen Stoff in Form und Inhalt angepaßt. Schon an sich eine köstliche Dichtung auch ohne Musik.

Lojchwitz, Dezember 1905.

Es ist wichtig, daß ich über den ersten schweren Anfang in Deutschland hinwegkomme, dann geht es hoffentlich von selbst weiter. Der Anfang in der Heimat war ja auch nicht leicht. Wichtig und vertrauenerweckend ist schon der Umstand, daß die Bilder überall gern zur Ausstellung genommen werden. Du weißt nicht, wie vieles hier bei dem ungeheuren Angebot einfach abgewiesen wird. Allmählich müssen die Arbeiten, da sie sich über das Durchschnittsniveau der hiesigen Aquarellmalerei erheben, durchdringen. Es gilt jetzt nur ausharren. — Es tut mir sehr leid, daß ich Euch darin, was die event. Lehrerstelle an der Domschule betrifft, nicht zu Willen sein kann. Da mich der Himmel ja gnädig vor Verheiratung geschützt hat, stehe ich allein da und kann mich für meine

Version, wo ich auch bin, durchschlagen. Jetzt schon meine Künstlerchaft, wo ich auf der Höhe meiner Schaffenslust stehe, zu verscharren, um widerspenstigen Jungen beizubringen, wie sie Regel und Quadrate zeichnen — dafür bin ich noch nicht zu haben. Wenn einmal die Arbeitskraft und „Freudigkeit“ gebrochen ist, dann kann ich immer irgendwo als Zeichenlehrer noch mein Brot finden; das läuft nicht weg. Jetzt müßt Ihr mir schon gestatten, für meine Freiheit zu kämpfen. Lieber laß ich mich selbst, als meine Arbeit verscharren. Spät genug bin ich durchgedrungen auf den Weg, auf den ich gehöre und auf dem ich trotz aller Armut glücklich bin. Fünfzehn Jahre, die besten, habe ich durch falsche Berufswahl verloren. Jetzt halte ich, was ich noch habe. Unsinn ist es, daß man als Lehrer noch „nebenbei“ Künstler sein kann. Die Kunst verlangt den ganzen Menschen und für den Landschaftler ist Freizügigkeit die erste Bedingung. Als Privatlehrer werde ich, sobald Ruhe im Lande ist, stets so viel Stunden finden, wie ich, ohne die eigene Arbeit zu vernichten, geben kann. Dazu kommt das alte Hindernis des Stotterns, das bei der modernen Art des Zeichenunterrichts eine Annahme dieser Stellung ganz unmöglich macht. Ich bedauere nur tief, Euch diesen Schmerz bereiten zu müssen. —

Dienstag feierte der „Nordklub“ in Freiberg sein drittes Stiftungsfest. Die Dresdener Kolonie war zum Ball geladen, auch ich, obschon nicht Tänzer. Das Fest verlief reizend. Von den drei talentvollen Fräulein M. hatte die eine zu den vier altbaltischen Korporationschilden einen Prolog gemacht, dessen sich unser „Figgo“ (Redakteur Mickwitz) nicht zu schämen gehabt hätte. Der Saal war überaus hübsch geschmückt und ich freute mich, eine Anzahl netter Freiburger Studenten — Bekannte vom vorigen Jahr — wiederzusehen. Dr. Kenyer präsiidierte als Ehrenmitglied.

Loschwitz, den 17. Dezember 1905.

Heute bekam ich wieder zwei Zeitungen nach langer Pause; eine traurige Lektüre! Furchtbar — was ich aus Riga durch Erzählung von Angereiften hörte! Wie dankbar muß man doch sein, daß Estland bisher sich so gemäßigt gezeigt hat! — Hier war neulich Generalversammlung der Balten zur Besprechung, was unsrerseits zu tun sei. Es hat sich ein Komitee zur Sammlung von Unter-

Stützungsgeldern für bedürftige Balten gebildet, deren es jetzt bald nur allzu viele hier geben wird. Ich stifte ein großes Bild zur Verlosung am Weihnachtsabend und helfe einsammeln. — Wie muß die stete Spannung, in der Ihr lebt, auf die Nerven wirken! Es sind tausend Fragen, die man sich täglich vorlegt, und wenn man zuweilen ohne Schlaf im Bett liegt, dann jagen sich die Gedanken. Ich bin jetzt viel besser daran, als viele früher wohlhabende Flüchtlinge, die hier eben leben und alles zu verlieren fürchten, ohne eine Kunst, ohne eine Wissenschaft, ohne ein Handwerk zu verstehen!

Lojchwitz, den 30. Dezember 1905.

Morgen besuche ich die arme Baronin U., die so sehr an ihrem Gute N. hängt. Ich glaube aber, daß sie stark im Unglück ist und noch schwerere Verluste überwinden würde. Am Silvesterabend war ich bei Keyher's; es wurde auch gecherzt und gelacht, aber man stand sehr unter dem Druck der Hiobsposten. Die Weihnachtsfeier fällt deswegen auch aus. Für die Balten findet nächstens ein großes Konzert statt — hoffentlich ist es gut besucht.

Lojchwitz, den 2. Januar 1906.

Eben deinen erschütternden Brief mit den Nachrichten über die Raubzüge in Estland erhalten. Mein Gott! es ist entsetzlich, wie die Ereignisse sich überstürzen. Die Revolution schreitet in rasendem Tempo bei uns vor; es muß ein furchtbarer, nervenzerstörender Zustand unter qualvoller Ungewißheit sein über das, was die nächste Zukunft bringen wird. Ich kann es Euch in schlaflosen Nächten nachfühlen, wenn ich mich mit Vorwürfen quäle, daß ich Dich (d. h. Mutter) nicht im Herbst selbst abholte . . . Was mich mit etwas Hoffnung wieder erfüllt hat, ist die Niederwerfung des Aufstandes in Moskau; das wird vielleicht seinen Rückschlag auch auf das übrige Reich ausüben, zumal die Arbeiter und die sonstigen Streikenden schon anfangen unlustig zu werden. Gott gebe, daß das Ärgste, die Anarchie, abgewendet werde! Es ist eine Zeit, wo das Schicksal von Thron und Reich an einem Faden hängt, reißt der, so kann unermessliches Unheil eintreten . . . Schwer hänge ich um den Ritterschaftshauptmann und meinen lieben alten Freund Baron E. U. = St. — Nächster Tage geht

es wohl in Bierland los. Furchtbar ist der wirtschaftliche Ruin des Landes, nach all der Verwüstung! Gott wende diese entsetzliche Zeit!

Loischwitz, den 8. Januar, 1906.

. . . . Das Elend der Betroffenen ist furchtbar!! Sonst konnte sich ja in den Kalamitäten der Einzelnen die Opferfreudigkeit der Nachbarn betätigen — darin war ja stets unser Adel groß — jetzt, wo drei ganze Kreise so furchtbar heimgesucht sind, kann eigentlich niemand eintreten! Zwei schreckliche Tage der Sorge und Ungewißheit verbrachte ich insolge einer erstunkenen Zeitungsmeldung. Es stand: Reval sei, nachdem die Truppen des Generals Drlow eine große Niederlage erlitten, in die Hände der Auführer gefallen. Du kannst Dir denken, was das besagt hätte, wenn es wahr gewesen. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete ich die nächsten Zeitungen mit Einzelheiten, doch folgte nichts zur Bestätigung. Diese verwünschten Skribenten mit ihrer Sensationsjägerei!! Es ist mir ein Trost, daß wenigstens Bierland, wo ich so viele Freunde und Bekannte habe, verschont geblieben ist, und dieser Kreis wird wohl nach den gemachten Erfahrungen jetzt gut mit Militär versorgt sein. — Welch ein ödes Weihnachtsfest wird das Land diesmal feiern, mit welcher herzbeklemmender Traurigkeit und Sorge wird das neue Jahr von allen begrüßt werden, die von Haus und Hof verjagt sind! Ach, wenn wir doch den Höhepunkt des Jammers hinter uns hätten! Es ist ja viel, entsetzlich viel verloren, aber nicht alles, und wenn geordnete Zustände bald wiederkehren, kann allmählich, langsam und mühsam das Zerstörte wieder aufgebaut werden. Weißt Du, was mich tief schmerzt? Es ist die Enttäuschung, die die Esten in ihrem Verhalten bereitet haben. Wenn sie sich, wie es erst den Anschein hatte, in dieser kritischen Zeit *ma õvõll* benommen hätten, im Gegensatz zu den Letten, so wäre das beim weiteren Zusammenleben ein Kitt zwischen den beiden Nationen geworden, und man hätte sich wirklich *brüderlich*, ohne Hintergedanken und ohne Überhebung auf dem Boden gesellschaftlicher, wie politischer Gleichheit genähert und es hätte ein neues Leben beginnen können. Aber jetzt, wie viel Bitterkeit ist gesät und wird in Haß und Verachtung aufgehen.

Loischwitz, Januar 1906.

Ach, es ist entsetzlich, daß auf die Schreckenstage der Gutsbrände, wo die Mordfurie wütete, jetzt die furchtbaren, hinkenden

Boten der Exekution folgen müssen. Wieder eine neue furchtbare Saat des Hasses; die bald aufgeht und das weitere Zusammenleben und -wirken von Esten und Deutschen vergiftet. Sühne muß sein, und ist der Tod vieler nach Kriegsrecht auch unvermeidlich, so hoffe ich doch, daß einflußreiche Fürsprache unserer Herren manchen im Taumel mit Hineingezogenen retten wird. Das Schrecklichste ist, sich sagen zu müssen, daß mit Umsicht des Militärchefs die Katastrophe und die ihr folgenden Exekutionen hätten vermieden werden können. Zweihundert (!) Matrosen haben Bierland gerettet.

Loßchwitz, Februar 1906.

Der gute Professor von Keyher, der sich für die Landsleute wirklich zerreißt, ist Präses des Hilfskomitees. In Dresden ist sehr viel für die Notleidenden gesammelt worden. Der Seydlitz'sche Bazar brachte 6500 Mark. Die Armen hatten furchtbar viel хлопотъ gehabt. Schön, daß es sich so gut rentierte! Meine drei Silberchen gingen auf dem Bazar für 150 Mark, teils verkauft, teils verauktioniert. Ein größeres Pastell soll noch verkauft werden; hoffentlich bringt es 150 bis 200 Mark. Das Geld wird einstweilen sehr sparsam vergeben, meistens nur leihweise, in Erwartung, daß vielleicht wieder neue Flüchtlinge ankommen könnten, was Gott verhüten möge. Keyhers Persönlichkeit ist wohl unersetzlich hier. Für die Wohlhabenden hat er sehr hohe Preise; dafür behandelt er Unbemittelte massenhaft gratis. — Ein Glück, daß ich noch so viel im Auslande einnehme, daß ich hier leben kann. Wovon hätte ich in Reval mein Leben geiristet? Gekauft hätte niemand etwas, und wer hätte Stunden genommen? Maler M. aus Riga und W. aus Mitau sind auch nach Deutschland übergesiedelt.

München, den 19. März 1906.

Seit drei Tagen in München. Habe zunächst E-s aufgesucht, die mich sehr herzlich empfingen und zum Kaffee einluden. E. führte mich durch den palastartigen Bau der „Münchener neuesten Nachrichten“, wodurch ich einen Einblick in den enormen Betrieb eines so großen Blattes erhielt. Was ist dagegen auch die Redaktion der St. Petersburger Zeitung?! E. untersteht der Handelsteil; er verfügt allein über ein großes, sehr elegant und modern ein-

gerichtetes Bureauzimmer, daneben für seinen Sekretär ein ebensolches, und nebenan hat er noch einen eleganten Empfangsalon. Die Politik für Frankreich und England hat ihr gesondertes Bureau mit Nebenräumen, jede Abteilung — Lokales, Kunst, Feuilletton — hat ihre besonderen großen und hellen Räume. Er stellte mich dem Inhaber der Zeitung vor, einem vielfachen Millionär. E. ist mit Leib und Seele in seiner Stellung, wieder ein Beleg dafür, daß die Emigranten, die sofort in starke Berufsarbeit einzuspringen haben, rasch in dem neuen Boden Wurzel schlagen, während die Besitzer gefüllter Geldkassen, die sich da niederlassen, wo es ihnen besonders gut gefällt, noch nach zehn Jahren kein Heimatsgefühl gewonnen haben.

Verona, März 1906.

Heute habe ich zum ersten Male auf der Reise nach der Natur gearbeitet: die Füße froren sehr, es ist ein auffallend kaltes Frühjahr. Alles in Verona schreit nach dem Maler. Die Piazza delle Erbe ist zwar nicht architektonisch, aber malerisch der schönste Platz Italiens. Wohltuend wirkte der Unterschied zwischen Venediger und Neapolitaner Publikum. Statt des ekkligen Geschmeißes hier gutartige und höfliche Menschen, auch die Kinder bescheiden, in gemessener Entfernung zusehend. — Wenn das Schöne und Interessante, was ich hier sehe, mich auf Momente abzieht, so krampft sich beim Gedanken an die Zukunft der Heimat und Euer Wohlergehen das Herz zusammen. Was soll ich machen? Ich habe nun einmal diesen schrecklichen Charakter, daß ich Stimmungen so leicht anheimfalle, die mich dann so ganz beherrschen. Das war immer so und ist durch die letzten Zeiten, die an meinen Nerven furchtbar gezerrt haben, noch viel schlimmer geworden.

Verona, den 6. April 1906.

Verona ist darin so sehr günstig zur Arbeit, weil dort alles Interessante eng zusammengedrängt ist. Seit meinem Aufenthalt 1875 hat die Stadt viel von ihren malerischen Qualitäten verloren und sich vielfach modernisiert. Namentlich sind leider die alten hohen und düsteren Kyffen an der Etzch zum Teil gefallen. Für mich hat man noch ein Stückchen stehen lassen. Statt der alten Baracken zieht sich jetzt ein langweiliger moderner Quai hin. Sehr

malerisch sind auch die vielen alten schwerfälligen Schiffsmühlen mitten im Fluß, die durch die Strömung getrieben werden. Sie sind namentlich in der Nähe der alten roten Backsteinbasilika Santa Anastasia mit dem hohen Campanile. Wunderbar war gestern abend ein Gang im Mondschein durch die stillen Straßen, die um elf Uhr fast ausgestorben sind. Viele alte Paläste, oft venetianische Spitzbogenarchitektur, oft schöne Frührenaissance — alles im Silberscheine träumend. — Die ersten Tage litt ich sehr unter der barbarischen Kälte. Es waren durchaus schlechte Nevaler Apriltage, wie wir sie zuweilen mit stechender Sonne, glas klarer Luft, kaltem Winde, Staub und Blendung haben; es war gräßlich zu arbeiten. Die ganze Stadt hustete und nieste. Das Erstaunen des Volkes über solches Wetter im April erreichte seinen Höhepunkt, als es am Sonntag abend in großen Flocken regulär schneite.

Verona, April 1906.

Bin mit meinem Aufenthalt hier recht zufrieden. Trotz der Kälte der ersten Tage gute Ausbeute. Es ist um die künstlerische Arbeit etwas Eignes: heute hatte ich mit unfäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, über den Kies vom Bette der Etzch wehte ein greulicher Wind in plötzlichen Stößen, der mir zweimal die Staffelei umwarf, den Schirm einflappte und den Farbkasten voll Sand jagte, dazu entsetzliche Blendung vom weißen Sande. Bei der mir eignen Zähigkeit beim Malen hielt ich zähneknirschend und wütend aus, arbeitete weiter und — die Skizze gelang über Erwarten. Es waren die alten Kyffen an der Etzch, von denen ich Dir schrieb. — Gestern entdeckte ich noch ein uraltes Stadtviertel mit hochmalerischen, verfallenen Palästen, ein wahres Malereldorado. — Im 12. und 13. Jahrhundert muß hier großer Wohlstand und Macht gewesen sein. Viel reiche Architektur aus dieser Zeit, jetzt bewohnt von kleinen Leuten. Wundervoll ist der Blick von den Hügeln in die Stadt, auf denen nur schwach armierte Forts mit Mauern und Türmen sich hinziehen; dazwischen allenthalben herrliche alte Cypressen. Die Abhänge sind eben weiß von Mandeln, die in voller Blüte stehen. Daher tut es mir leid, Verona zu verlassen, da im Süden schon alles abblüht. — Große Freundschaft ist zwischen mir und den Leuten des alten Stadtviertels, wo ich heute arbeitete. Alle Kinder grinzen vergnügt, wenn

ich ankomme und zeigen mir ihre Spielsachen und sonstigen Herrlichkeiten; dabei immer rücksichtsvoll und bescheiden. Ein Schüler der hiesigen kleinen Kunstschule, der mir oft beim Malen zugeesehen hatte und dem ich einige Winke in der Technik geben konnte, kam heute früh zum Gtschuser, um sich, wie er sagte, vor meiner Abreise von mir zu verabschieden. Ich werde diese liebenswürdige Bevölkerung in bestem Andenken behalten. Es ist viel deutsches Blut in ihren Adern; man merkt es oft auch an den Typen, die hier viel größere Verschiedenheiten aufweisen, als in Neapel. Oft sieht man ganz blonde Menschen mit derben Zügen, die ebenso gut Passau oder Chemnitz bevölkern könnten. Doch überwiegen die feingeschnittenen Gesichter mit dunklen Augen. Aus der Zeit der österreichischen Herrschaft (Anfang bis Mitte des XIX. Jahrhunderts) datiert allerdings ein intensiver Deutschenhaß, der sich zum Teil auch auf die Reichsdeutschen übertragen hat. — Gestern war eine schöne Zeremonie im Dom — die Palmenweihe. Alle Kinder hatten Olivenzweige, die eingesegnet wurden. Schöne Gefänge, und Monsignore der Kardinal Erzbischof zelebrierte in Person. Es sah sehr pompös aus, wie er im Zuge der Kanoniker, Offizianten und Chorknaben von Weihrauch umwallt, im Kardinalpurpur durch den Dom rauschte. Die lange rote Schleppe wurde von Chorknaben getragen. Unendlich wenig bietet wohl in Italien der Gottesdienst dem inneren Menschen. In S. Anastasia z. B. erklang wenigstens zwanzig Minuten lang vom Altar her ein leises unverständliches Murmeln des lateinisch rezitierenden Priesters. Alles stand gähmend, schwabend, teilnamlos da; man besah sich gegenseitig und beobachtete die Neueintretenden, dann bekreuzigte man sich und schob hinaus. Man staunt über diese ungeheure Menge von Klerikern jeden Alters und Ranges, die alle vom arbeitenden Volk ernährt werden.

Florenz, Karfreitag abend 1906.

Gestern früh verließ ich das liebe gemütliche Verona, das ich in angenehmster Erinnerung behalte. Die Fahrt durch die Apenninen war sehr interessant, namentlich, nachdem die Kammhöhe passiert war und man nun durch zahlreiche Tunnel und Kehrtunnel der Arnoebene zueilte. Der weite Talkessel ist ganz unglaublich reich bebaut, Ortschaft reiht sich an Ortschaft auf den Bergabhängen und im Talbecken, Burgen, Klöster und Kirchen im

Cypressen- und Piniengrün. Fast noch dichter ist alles bevölkert und bebaut, wie in der Ebene von Meran. Ich wohne in der Nähe des Doms und ging gleich zum Vespergottesdienst dahin. Der Dom hat mich in jeder Beziehung enttäuscht. Von außen ist er so mit Marmormosaik überladen, daß an den ungeheuren Flächen kein ruhiger Fleck ist, auf dem das Auge einen Moment sich erholen könnte. Was bei einer kleinen Kirche schön wäre, wirkt bei diesen formidablen Dimensionen unerfreulich. Um so überraschender ist dann der Eindruck beim Eintreten. Da ist das andere Extrem: Außerste Schlichtheit bis zur Kahlheit. Dazu hat man in unglaublicher Verblendung den schönen, rötlichgrauen Kalkstein mit Kalkverputz bestrichen, weil er etwas verwittert war, so daß man geradezu an eine große Bahnhofshalle erinnert wird, in der in Abständen die erlesensten Kunstwerke abgestellt sind. Unerhebend und ganz erstaunlich weltlich war auch der Verlauf des Gottesdienstes, der alles überbot, was ich darin bisher in Italien erlebt. Während hinter den Marmorschranken mitten im Kuppelraum 75 Kleriker sich betätigten mit rastlosem Murmeln, und die Chorknaben Evolutionen vor dem Altar mit Knixen und Händefalten machten, promenierte das Publikum in dichten Scharen — ein Strom von links nach rechts, der andere von rechts nach links — laut sich unterhaltend, scherzend, einige Kinder sich jagend, kurz eine kühle, schöne Abendpromenade mit Gebetbegleitung. — Wundervoll war gestern abend die erste Schlenderpartie durch die Altstadt, die vielfach ihren düster-mittelalterlichen Charakter bewahrt hat, namentlich der alte Rathausplatz mit dem Palazzo Vecchio, Brunnenstatuen und Loggien. Nach dem kleinstädtischen Verona überrascht das Getriebe der reichbelebten Stadt. Das nicht so malerische Arnoufer ist stark modernisiert, mit langen, gleichförmigen Quais. Ganz Mittelalter ist noch der Ponte Vecchio, der an den Rialto in Venedig erinnert: ebenso mit Arkaden und Kaufläden besetzt, nur daß diese wie buntfarbige Schwalbennester an ihm kleben, auf Stützen über dem Fluß hängend. Das Schönste war bei Sonnenuntergang der Blick von einer großartigen Terrassenanlage, hoch über der Stadt am Hügel. Herrliche Anlagen von immergrünen Bäumen, Lorbeer, Pinien, Cypressen, dazwischen Wasserbecken, Grotten und Marmorbalustraden. Ich konnte mich kaum von dem Anblick losreißen und blieb, bis es schon dunkelte und die Kuppeln und Türme, der Arno mit seinen Brücken, die Berge mit den zahllosen Ortschaften in der Dämmerung ver-

schwammen, um erst wieder beim Aufflammen der Gaslaternen sich zu beleben. Dresden hat man nicht mit Unrecht „Elbflorenz“ genannt. Es gleicht ihm in vieler Hinsicht. Ich wurde sehr an den Blick von den Loschwitzer Hügeln auf die Stadt erinnert, wenn sie abends im Lichterglanz erstrahlte, und doch blieb ein Unterschied wie zwischen Poesie und Prosa. — Heute vormittag war ich 2^{1/2} Stunden in Bargello, im ehemaligen Sitz des militärischen Stadtbefehlshabers, des „Podesta“. Jetzt ist die alte düstere Burg mit dem berühmten Hof, dessen mächtige gotische Freitreppe und wappengeschmückte Wände man soviel abgebildet sieht, zu einem Nationalmuseum italienischer Plastik umgeschaffen. Man hat gut getan, viele der Wunderwerke der Kunst, die einst in engen, volldurchwimmelten Straßen standen, — so den hochherrlichen St. Georg des Donatello — hierher zu bringen, wo man sie in Ruhe und Weihe genießen kann. Der Eindruck war überwältigend, und ich vergaß Hunger und Ermüdung über diesen Schätzen! Was man hier sieht, sind Ecksteine der Kunst. Florenz ist ja recht eigentlich die Wiege der ganzen modernen Kunst und zahlloses, was hier zuerst auftrat, wurde für später vorbildlich. — Ich will hier die Ostertage, in denen Rom so überfüllt ist, zubringen, vormittags in Galerien und Kirchen, abends in der Umgegend, deren schönste Punkte rasch erreicht sind. Morgen kommen die Affizien dran. An Kunst ist ja Florenz ein „mer à boire“ und an Malerei Rom weit übertreffend.

Florenz, den 27. April 1906.

In Florenz will es mit der Arbeit nicht so gut gehen, wie in Verona. In der ersten Zeit nahmen mich natürlich die Besichtigungen der unermesslichen Kunstschätze in Anspruch und jetzt ist das Wetter sehr unsicher. Es gibt beständige Regengüsse. Etwas hat mich auch die Geselligkeit abgezogen. Sitzt man abends beim Wein, so wird es, ehe man sich's versieht, spät und am nächsten Morgen fühlt man sich zur Arbeit unlustig. Ich lernte einen deutschen Schriftsteller, Herrn von S. kennen, mit dem eine Tour in die Umgegend gemacht wurde. Dieser Herr ist leider ein arger Nachtfalter, der nie vor zwei Uhr ins Bett kommt und durch seine interessante Unterhaltung mich oft länger, als mir lieb ist, beim Abendtrunk aufhält. — Es gibt hier so unermesslich viel zu sehen. Ich war neulich im Kloster, wo Savonarola Priester war, während

er durch seine Predigt Florenz als unumschränkter Fürst beherrschte, bis er gestürzt und auf dem Hauptplatz nebst zwei andern Dominikanern verbrannt wurde. Seine Zelle ist wie bei seinen Lebzeiten bis in die Einzelheiten erhalten. Auf dem Platz bezeichnet eine Bronzeplatte die Stelle, wo er verbrannt wurde. Ein altes Bild von 1498 schildert die Exekution. — Einen ganz eigenartigen Reiz hat hier das Schlendern auf den Straßen. Florenz war im Mittelalter eigentlich eine Stadt von lauter Familienburgen- und festungen. Die Häuser gleichen trotzigen Kastellen, mit Zinnen und vergitterten Fenstern, die erst hoch über der Straße beginnen. Um den Palast des Patriziers drängten sich dann die Behausungen seiner Anhänger und Klienten. Bei Straßenkämpfen wurden Ketten von Haus zu Haus gezogen und auf diese Weise einzelne Stadtteile zur Verteidigung gesperrt. Die Geschichte der Stadt, über die ich einiges gelesen habe, ist oft mit Blut geschrieben gewesen. Hand in Hand mit blutigen Tumulten und rücksichtsloser Tyrannei geht die Schöpfung ewig herrlicher Kunstwerke. Politik und Kunst ist hier oft wunderbar miteinander verquickt. So geriet der Bau der hochherrlichen Pazzi-Kapelle ins Stocken, weil die Familie inzwischen eine Verschwörung gegen die Medici angezettelt hatte, die mißlang und die Urheber an den Galgen brachte. Es war vergeblich gewesen, daß sie den schönen jungen Giuliano di Medici im Dom während des Hochamtes durch zwei Priester hatten erdolchen lassen. — Hier in Florenz ist es hauptsächlich die etwas herbe, strenge Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts, die in Fülle vertreten ist und in die man sich erst durch vieles Sehen hineinarbeiten muß, um ihre Schönheiten zu erkennen. — Zum Verzweifeln ist dieser Regen, der alle Arbeit vereitelt!

Florenz, Mai 1906.

Mein Aufenthalt in Florenz geht seinem Ende zu. Durch den sehr häufigen Regen und etwas zu viel Geselligkeit — in Verona war es ein Glück, daß ich niemand kannte — ist der Aufenthalt nicht so reich an Ausbeute gewesen, doch habe ich einiges sehr Gute gearbeitet. So beendete ich gestern eine Aufnahme vom Domplatz, die ich bei strömendem Regen aus dem Kaffeefenster machte und die recht hübsch geglückt ist. Vorn eine Ecke des herrlichen alten Baptisteriums aus weißem und schwarzgrünem Marmor mosaik und hinten die kleine Loggia „Bigallo“, deren herrliche

Architektur berühmt ist. Die Sache war sehr knifflig, und freue ich mich der glücklichen Lösung. — Der Schriftsteller von S., der in kleinen Aneipen ein künstlerisches Bohemeleben führt, ist aufs Land gefahren. Den Verkehr mit dem geist- und kenntnisreichen Manne, der einen sehr liebenswürdigen Humor hatte, werde ich sehr vermissen. Als er mich gestern in einem Kaffee aufsuchte, zeigte er mir mit vorwurfsvollem Blick seinen neuen hellgrauen Hut, auf den eben ein „loser“ Vogel sich in indiskreter Weise ausgelassen hatte. Auf den Ausdruck meines aufrichtigen Bedauerns sagte er nur trocken: „Ein Glück ist es doch, daß die Kühe nicht fliegen können.“

Florenz, den 10 Mai 1906.

Der Frühling ist jetzt hier in voller Pracht. Rosen und Fris blühen in wunderbarer Fülle. In Oberitalien ist der Wechsel der Jahreszeiten viel deutlicher markiert, als im Süden, da hier sehr viel Laubholz vorhanden. In einer originellen Trattorie speise ich für gewöhnlich. Es ist ein Kellerlokal im uralten Palazzo Antinori. Küche und Speisehalle ist eins und der Raum dient zugleich als Vorratskammer für die Viktualien des Tages. Dem großen Konsum entsprechend sind ungeheure Mengen von Spargel, Artischocken, Salaten, Berge von allerhand Fleisch auf Marmorbänken aufgestapelt. Das Fleisch wird vor den Augen des Bestellers abgehackt, vorgewiesen, gewogen und auf die Pfanne geschleudert, resp. an den Spieß gesteckt. Im Verkehr mit Wirt und Bedienung herrscht große Kordialität. Der erste Eindruck beim Betreten des mit Speiseduft erfüllten Lokals über eine wenig schöne Treppe, die am Herde vorbei in dunkle Tiefen führt, ist nicht sehr einladend, doch speist man vorzüglich und lächerlich billig. Es kommen viel Fremde hin, weil das Lokal als eine Art Sehenswürdigkeit gilt.

Rom, den 22. Mai 1906.

Sitze eben in der Villa Borghese, eingeregnet an dem Tisch eines Kaffees. Das Wetter, das mich in Italien verfolgt, spottet jeder Beschreibung. In Verona eisige Kälte und Schneefall, in Florenz Regen-Regen, in Rom Gewitter und Regenschauer, die jede Arbeit unterbrechen. — Es ist schwer, einen Begriff von diesen altitalienischen Gärten zu geben, so eigenartig sind sie. Der Park,

in dessen Mitte der schöne kleine Palast, das „Rafino“ mit der berühmten Bildergalerie liegt, ist etwa so groß wie Katharimental, an das manche Partien, die sich über hügeliges Gelände hinziehen und mit herrlichen nordischen Laubbäumen bepflanzt sind, erinnern. Den Kern der Anlage bildet ein riesiger Parkkomplex, der mit den wunderbarsten alten Pinien, Cypressen und Steineichen bestanden ist. Dieser Park wird in allen Richtungen von tiefbeschatteten gradlinigen Alleen von Steineichen durchzogen. Überall plätschern die reizendsten Fontänen, im dunklen Grün stehen antike Säulenreste, Sarkophage, Statuen u. s. w., die auf dem Grundstücke gefunden sind. Treppen mit Marmorrampen führen in die Niederungen. Auf den saftigen Wiesen unter den Pinien weidet silbergraues, sehr schönes Vieh — kurz, es ist das reine Arkadien, ein Malerparadies.

Rocca di Papa, den 17. Juni 1906.

Von Frascati aus habe ich einen Tagesausflug nach Rocca di Papa gemacht, einem uralten Felsenest in den Albanerbergen, das an einen steil ansteigenden Lavafelsen wie ein Schwalbennest angeklebt ist und hoch über der Campagna von Rom thront. Ganz unwahrscheinliche, altersgraue, verfallene Klippen bauen sich eine über der andern auf. Das Ganze gipfelt in den Ruinen einer päpstlichen Burg am Rande eines prähistorischen vulkanischen Kraters. Herrliche Kastanienwäldchen umgeben den Ort, der im Juli bis September Sommerfrische der weniger bemittelten Römer ist. In den nächsten Tagen Ausflüge an den Albaner- und Nemisee, dann folgt Arbeit in der durch den Dichter R. Voß so berühmt gewordenen Villa Falconieri und Villa Torlonia; in letztere kommt man nur mit Erlaubnis des Herzogs Torlonia, dem ich gestern schrieb. Hoffentlich ist er bei Laune und „winkt Gewährung.“

Frascati, den 28. Juni 1906.

Sehr gut ist die Verbindung mit Rom. Ein zweietägiger elektrischer Tram sauft durch die Campagna an vielen alten Ruinen und Aquädukten vorbei. Jetzt ist die Campagna noch grün und wirkt daher in der Farbe nicht so fein, wie im Sommer, wo alles verbrannt ist. Bismweilen wurde ich bei der Fahrt so intensiv an den Laksberg, etwa vor der Station Laakt erinnert, daß ich

ordentlich das Auftauchen des St. Jürgensschen Kirchturms jeden Augenblick erwartete. Statt dessen erschien die Peterkuppel. — Die Aussicht aus meinem Fenster führt auf die Campagna, die tief unter mir liegt. Die Sonne geht gerade über Rom unter, das fern, aber doch deutlich zu sehen ist. Die Begrenzung des Panoramas bildet die schräge Pyramide des von Horaz besungenen Berges Soracte. — Die Postkarten zeigen die berühmten Villen in Frascati, die sich mit ihren Parks und Gärten meilenweit, eine an die andre sich lehrend, über Hügel und Täler sich hinziehen — der großartigste Villenkomplex der Erde. Alle großen Familien des päpstlichen Roms haben hier ihre Besitzungen, herrliche Paläste im Grün. Die schönsten sind: Torlonia, Aldobrandini, Falconieri, Mondragoni, Ruffi, Nelli.

Bagnaia, den 13. Juli 1906.

Bin heute nach Bagnaia übergesiedelt, wo die Villa Lante ist. Da es hier wundervolle Motive gibt — die Villa Lante ist fast noch malerischer als die Villen in Frascati, und Frau von Wulff-Ronneburg, geb. Herzogin Lante mir überaus liebenswürdig entgegentritt, so bleibe ich bis zur Fahrt nach Sorrent hier. — Bagnaia ist nur ein kleiner Flecken, der sich um das alte Schloß der Lante gruppiert. Mein Fenster geht gerade auf den Eckturm des Palazzo und den Marktplatz. In dem Schloß hat Frau Wulff für diesen Sommer Wohnung genommen, während die Villa, die etwas abseits liegt, von ihrem Bruder, dem Herzog Lante und ihrer Mutter bewohnt wird. Die Villa ist es, die den berühmten Park hat. Sie lehnt sich mit demselben an einen mit Kastanien und Buchen bestandenen Bergabhang. Vom Portal führen ansteigend weitläufige Terrassenanlagen mit Rampen, monumentalen Treppen, Wasserkünstern und reichen Blumenparterres zu zwei symmetrisch angelegten Palais, die nicht groß, aber architektonisch sehr schön sind. Sie enthalten schön ausgemalte Räume aus dem sechzehnten Jahrhundert mit Fresken, Familienbildern und Kunstwerken. Hinter diesen beiden Kasinos, wiederum am Berge ansteigend, ganz wundervoll künstlerisch angelegte Wasserkünste, Grotten, Galerien, Rampen, Kaskaden, — alles beschattet von uralten knorrigen Platanen. Daran schließt sich ein herrlicher wilder Park. Es ist wohl ein Eldorado!

Bagnaia, den 28. Juli 1906.

An den Abhängen der Berge sind wunderbare Kastanienwälder mit Schluchten und alten Bänken, die mich sehr zur Arbeit reizen. Ganz Claude-Lorrain'sche Motive. Wie Frau von Wulff mir sagt, soll er hier auch viel gearbeitet haben. — Der schönste Tag meiner Reise war gestern, voll der wunderbarsten Eindrücke. Der Herzog, wohl auf Anregung von Frau von Wulff, stellte mir für den gestrigen Tag sein Automobil zu einer Exkursion zur Verfügung. Er selbst war leider krank. Wer eine größere Tour mit solch einem Fahrzeuge gemacht hat, begreift, daß jede andre Art des Reisens diesen Namen überhaupt gar nicht verdient. Im Auto ist das Ideal gegeben. Unabhängig von Fahrplan und Schienenstrang, mit der Schnelligkeit eines Kurierzuges im offenen Wagen, aber geschützt vor Sonne und Regen so über Land zu sausen, wohin es einen gerade zieht, überall Halt machen zu können, kein Pfiff und Kohlenstaub der Lokomotive — das ist geradezu unvergleichlich. Wir waren vier Personen: Frau von Wulff, die Lehrerin Fräulein S., ich und der Chauffeur. Aufbruch um halb sechs Uhr morgens. Wir sausten auf der ziemlich ebenen guten Straße nach Monte Fiascone, das hoch auf einem Bergrücken über dem See von Bolsena gelegen ist und durch seine merkwürdige Silhouette am Horizont schon mein Interesse wachgerufen hatte. Die Stadt baut sich majestätisch auf, beherrscht von der Kuppel der Kathedrale. Durch herrliches grünes Gelände und Kastanienwälder steigt man aus der Ebene in Kurven hinan, stets mit dem Blick auf die Liniischen Berge, an deren Fuß Bagnaia und Viterbo liegen. Von der Schloßterrasse in Monte Fiascone ein unvergleichlicher Blick auf den großen, fast kreisrunden See von Bolsena, den größten vulkanischen Kratersee Europas. Auf der Fläche wie schwimmend zwei kleine Felseneilande. Zu den mit Ortschaften besäten Ufern senken sich steile, mit Oliven bewachsene Abhänge. Es war wunderschönes Licht, ab und zu Wolkenschatten über die Landschaft ziehend. Wir besahen noch das Städtchen. Interessant ist namentlich eine uralte, ganz wunderliche Kirche in zwei Etagen, wo man kürzlich alte, sechshundertjährige Fresken unter dem Stuck hervorgebracht hat. Dann begann die Rundfahrt um den See! Bald hoch oben auf dem Bergrücken, am Rande des prähistorischen Kraters, bald unten am schilfigen oder mit uralten Ulmen und Weiden bewachsenen Ufer. Ortschaft folgte auf

Ortschaft, alte weltferne Nester, denn der große Fremdenstrom kommt gar nicht hierher. Dabei immer die interessanten Erzählungen der lebensfrischen und feingebildeten Frau von Wulff, die ja hier ihre Heimat hat und alles aus Geschichte und Überlieferungen kennt. Es war zu köstlich! Wo es besonders schön war, fuhr man ganz langsam, aber auf gleichgültigen Strecken sauste man im Tempo von 75 Werst in der Stunde, daß einem die Haare im Winde flatterten. Die Menschen sahen uns lächelnd vorbeisauzen, Ziegen, Schweine und Hühner stoben nach allen Seiten auseinander, die Pferde mußten natürlich gehalten werden. Manche allerdings stellten bedenklich, wenn wir mit Getute vorbeijagten. Dabei war aber der Chauffeur sehr vorsichtig und lenkte vortrefflich. — Es folgten sich: Marta, Capo di Monte, Ballentana, Gradoli, mit immer wechselndem, herrlichem Panorama, und endlich der Hauptort Bolsena, wo wir haltmachten, um die hochberühmte alte Kirche der heiligen Christina zu sehen. Der See von Bolsena ist der Schauplatz einer sehr rührenden Legende. Christina, die Tochter eines römischen Präfecten, weigerte sich zur Zeit der Christenverfolgung ihren Glauben abzuschwören. Der eigene Vater, ein fanatischer Heide, ließ sie foltern und als alles umsonst war, an einen Stein binden und im See versenken. Die Legende erzählt, sie sei mit dem Steine zusammen wieder aufgetaucht, und der Stein trug den Abdruck ihrer kleinen Füße; sie war noch ein Kind von fünfzehn Jahren. Dieser Stein wird am Altar einer kleinen uralten dunklen Krypta der Kirche gezeigt und genießt sehr hohe Verehrung. Während wir da waren, naheten sich viele Gläubige und küßten ihn; auch Frau v. Wulff, als Katholikin, tat es. Sie sagte, sie habe von Kindheit auf an der traurigen Geschichte der kleinen Heiligen starken Anteil genommen, und auch jetzt rühre sie noch der poetische Reiz der Legende. Ich lege ein Bildchen von der wunderlieblichen Statue am Grabe der Heiligen bei, einem der schönsten Werke des Giovanni della Robbia (15. Jahrhundert). Die kleine Dulderin scheint so friedlich zu schlafen! Der Stein ist gewiß authentisch; wahrscheinlich haben die Christen, als die Verfolgung aufhörte, die Spuren der kleinen Füße zum Andenken und zur Verehrung einmeißeln lassen. Daraus kann dann die Legende vom Abdruck entstanden sein. Der Sarkophag mit den wundertätigen Knochen wurde im Mittelalter zweimal von neidischen Frommen erbrochen, die die Reliquien nach ihrer Stadt entführten, damit sie dort wirken sollten. — Die

Kirche bietet auch sonst des Interessanten viel; alte Fresken mit steifen Heiligen, die aber in der feierlichen Dämmerung der Kirche sehr schön wirken. — Bald war der ganze See umfahren und eine Tour, die sonst im Wagen Tage in Anspruch nimmt, in wenigen Stunden gemacht. Wir waren wieder in Montefiascone, wo wir etwas genossen und den berühmten Ost-Ost Wein tranken. Bei mehrfachem Aufenthalt hatten wir 160 Werst zurückgelegt und dazu nur $6\frac{1}{2}$ Stunden gebraucht. Es war köstlich! — Am Tage vorher hatte mich die liebenswürdige Frau v. Wulff zu einer Tour im Wagen nach St. Martino al Cimino aufgefördert, wo ein interessantes altes Schloß der Doria-Pamphili zu sehen ist, und eine alte Kirche, die der Fürst jetzt mit ungeheuren pekuniären Opfern vom Wust und Anbau späterer Jahrhunderte befreien läßt. Alle scheußlichen Verballhornungen verschwinden, und es schält sich ein edler frühgotischer Bau mit herrlichen Proportionen heraus. Das Landvolf vermißt einstweilen noch seinen Flitterstaat von Gold und Schnörkeln.

Bagnaia, den 1. August 1906.

Die Lante scheinen in der Gegend ungemein geliebt zu werden, ich höre im Volke nur mit Verehrung von ihnen sprechen. Allerdings fehlen hier auch die Reibungsflächen, da sie hier keinen Großgrundbesitz haben. Luigi Lante und seine Kinder spielen jeden Nachmittag mit seinen Leuten Boccio und Morra, woran ich zuweilen teilnehme, es kommen auch einige Honoratoren von Bagnaia dazu. Der Ton von seiten der jungen Lantes ist ganz ungezwungen und ohne jegliche Reserve, ebenso bei den Leuten, dem Kutscher, dem Jäger und den beiden Dienern. Doch habe ich auch nie von ihrer Seite irgend eine Taktlosigkeit bemerkt. Dabei duzt der junge Lante, wie es hier üblich ist, die Bedienten. Das ist die einzige Differenz, die im lustigen Spielverkehr zutage tritt. — Bagnaia ist wohl ein herrlicher Sommeraufenthalt, durch seine schattigen, knorrigen Edelkastanien, die alle Täler und Hügel erfüllen. Viel Wasser, Wiesen und üppiges Gartenland, dabei eine nette Bevölkerung.

Sorrent, den 4. Oktober 1906.

Einige Tage war ich in dem hochmalerischen kleinen Felsen-
nest Positano. Das halbverfallene Städtchen Positano, ein im Mit-

telalter berüchtigtes sarazenisches Piratennest, kriecht vom Meer aufwärts in einem engen Tal an den Felswänden empor bis zur halben Höhe der steilen Berge. Die Architektur der Häuser ist noch ganz maurisch und eine alte Kirche sieht einer Moschee ähnlich. Wie in Rocca di Papa liegt das Fundament des einen Hauses am Dach des andern. Die Stadt mit ihren vielen verfallenen graugelben Häusern, die vom Grün umwuchert ins Öde starren, macht einen ganz phantastisch melancholischen Eindruck. Ich muß oft an die halbausgestorbenen Ameisenhaufen denken, die man zuweilen im Walde antrifft. Wenige Menschen sind es, die die steilen Treppen und Gänge zwischen den Häusern auf- und abklettern. Zwischen diesen alten Rissen einige Neubauten, so das Hotel Margherita, in dem ich wohne. Vor meinem hübschen freundlichen Zimmer eine große Terrasse, die einen Teil der Stadt und das Meer dominiert und von der sich einige schöne Bilder malen ließen. Tief unter mir Kirche und Kloster, rechts die schroffen bizarr geformten, fast nackten Felsen, und links das Meer mit den alten Sireneninseln des Homer. Es ist herrlich!

Positano, den 21. Oktober 1906.

Auf ein paar kühle stürmische Tage mit Regen ist ein wahres Sommerwetter mit entsprechender Hitze gefolgt. Das Arbeiten unten am Strande war eine rechte Qual, da kein Lüftchen sich regte. Dafür war das Bad herrlich: der Meerespiegel klar und das Wasser lauwarm. Man sieht in dem blaugrünen, krystallklaren Wasser zwanzig Fuß tief jedes Steinchen am Grunde. Es läßt sich herrlich bei dem schönen Wetter und dem stillen bescheidenen Wesen der Menschen arbeiten. Es sind hier fast nur Kinder und Greise zu sehen — massenhafte Auswanderung nach Nordamerika, wo die Arbeitsfähigen auf einige Zeit auf Erwerb ausgehen, um dann mit gefülltem Beutel zurückzukehren. Manche gehen sogar jedes Jahr hin und finden dabei ihre Rechnung; sie treiben dort Handel mit Südfrüchten.

Positano, den 23. Oktober 1906.

Ich stand eben auf meinem Balkon, auf den die Glastür sich öffnet. Es ist klar, warm und still. Mondschein, der auf dem

Spiegel des Sees reflektiert. Tief unter mir das alte Städtchen im Dunkel, dahinter aufsteigend die düsteren grandiosen Felswände mit wunderbaren Zacken und Zinnen, die dem Gebirge einen ganz alpinen Charakter geben. In den alten halbverfallenen Häusern wenig Licht, nur auf dem Meer zahllose Fünkchen, die sich bewegen. — Fischerbote, die beim Fackelschein Polypen fangen. Alles still; irgendwo ganz fern wird eine Kanzone angestimmt — ein schöner friedlicher Zusammenklang! Ich begreife, daß hierher verschiedene alte Menschen, die Stille und Wärme lieben, sich zurückziehen. Dabei denke ich an ein andres gemütliches friedliches Heim unter den Bäumen des Heiligengeisthofes, in dem eben mein altes Mütterchen schlummert.

Positano, den 29. Oktober 1906.

In den letzten Jahren habe ich in der Aquarelltechnik eine solche Sicherheit gewonnen, daß ich Aufgaben vor der Natur zu bewältigen wage, die ich bisher für unausführbar hielt. Ich schaffe vor der Natur viel frischere und wirkungsvollere Sachen, als im Atelier nach den Studien. Die Art der Künstler ist eben eine sehr verschiedene. In St. Petersburg kannte ich einen Maler, der sehr harte und unerfreuliche Studien machte, aber sie zu wunderbar schönen Bildern umgestaltete. — Heute ist heftiger Siroccosturm mit herrlicher Brandung. Sind Himmel und Berge mit Wolken verhangen, so sieht das alte verwitterte Positano besonders ernst und melancholisch aus. Möchte mir noch eine Arbeitsperiode in diesem wunderbaren Städtchen beschieden sein! Böse wäre es für uns Künstler, wenn eine große Revolutionswelle über ganz Europa ginge. Die Geister sind ja allenthalben in großer Erregung und das Proletariat wird von der sozialistischen Presse aufgehetzt. Dann können wir unsere Boutique schließen oder nach Amerika auswandern!

Loschwitz, Neujahrstag 1907.

Seit gestern morgen wieder in Loschwitz. Ich habe mich für mein altes Atelier, das ich frei fand, entschieden, da das Landleben viele Vorzüge hat. Etwas öde wird es hier zuweilen sein, da mein Nachbar, Bildhauer Pilz, mit dem ich sonst stets am Abend plauderte, nach Blasewitz verzogen ist. Doch sind noch im

Atelierhaus einige Bekannte nachgeblieben. Einstweilen ist es noch recht „kollig“ in dem leeren und kalten Raum. Der eiserne Ofen heizt, daß er rot glüht, aber die Wände sind eisig, da die Wohnung lange unbewohnt war. Den Silvesterabend verbrachte ich sehr gemütlich in der Familie des Maler Schwenk, der das nette Häuschen im Garten auf halber Höhe des Berges über dem Künstlerhause bewohnt. Als ich mich dem Hause näherte, stießen die Kinder ein freundiges Indianergeheul aus und es war eine sehr freundliche Begrüßung bei vegetarischem Souper. Mir zu Ehren gab es noch Spiegeleier, die sonst nicht in das vegetarische Programm gehören. Sehr schön und feierlich tönten die Glocken aus dem unten im Tale liegenden Dresden zu uns in die beschneite Waldeshöhe herauf. Es war etwas Mondhelle: tausende von Lichtern bezeichneten die Stadt, hier und da flammte Bengal auf und der Ton der zahlreichen Glocken verschwamm zu einem tiefen Dröhnen und Summen. — Sehr ermutigend ist es mir, daß alle, die meine neuen Arbeiten gesehen haben — Geheimrat Seidlig, Geheimrat Treu, Baron Schlippenbach, Maler Janto u. s. w. einen Fortschritt über das Frühere hinaus konstatieren, einen Fortschritt, den ich selbst auch instinktiv empfand, aber doch gern von maßgebender Seite bestätigt wissen wollte. — Als Postskriptum noch ein kleines Humoristikum aus der Kinderstube der Familie Schwenk, das mir die liebenswürdige junge Frau gestern erzählte. Der achtjährige „Mim,“ ein prächtiges kleines Bürschchen, fragt neulich die Mutter: „Weißt Du auch, Mutti, daß der Suppentaspar hier in Loschwitz begraben ist?“ — „Nein! wie so? wo denn?“ — „Ja, ich habe selbst sein Grab gesehen, es stand auch die Suppenterrine drauf.“ Den Anlaß zu diesem Mißverständnis hatte, wie Du Dir denken kannst, eine alte Graburne gegeben. — Nicht übel war auch ein Erlebnis, das mir W. Hoerschelmann, jetzt in München wohnhaft, erzählte. Er hatte in der Meßzeit, wo Leipzig überfüllt, nur noch im Badezimmer des Hotels Unterkommen gefunden. Als Bett diente die Wanne. Vor dem Einschlafen wollte er noch die Vorhänge des nahen Fensters zuziehen und ergriff zu dem Zweck eine herunterhängende Schnur mit Troddeln. Da erfolgte aber auch schon ein furchtbarer Wasserüberguß — er hatte die Schnur der Dusche erwischt!

Leipzig, den 3. Februar 1907.

Gestern war Konferenz beim Professor Vogel wegen der in der illustrierten Leipziger Zeitung zu veröffentlichenden Aquarelle

von mir und des begleitendes Artikels. Ich lieferte meine fünf Originale ein und äußerte über einige Punkte meine Ansicht. Der Artikel erscheint im Maiheft. Das Honorar für die Benutzung der Bilder ist 250 Mark. In äußerst liebbarer Weise erhöht es sich aber durch einen unerwarteten Zufall auf 350 Mark. Der Herausgeber erklärte mir, es sei ihm das Pech passiert, das Original des im vorigen Jahre zur Reproduktion erworbenen Bildes verlegt zu haben und befragte mich um meinen Entschädigungsanspruch. Ich nannte 100 Mark, was ihn augenscheinlich angenehm berührte, da er wohl erwartet hatte, ich würde aus seiner Zwangslage vielleicht Vorteil ziehen wollen. Da Hundertmarkscheine bei mir ein rarerer Artikel sind als Bilder, so kannst Du Dir denken, daß ich den Abend in gehobener Stimmung war! Wie gut, daß auch a n d e r e Menschen zuweilen unordentlich sind!

Lojchwitz, Ostersonntag 1907.

Es ist wohl gräßlich, daß die Revolution außer allem Unheil, das sie sonst bringt, auch mir mein natürliches Absatzgebiet — die Ostseeprovinzen und Rußland genommen hat. Dort war ich doch schon bis zu einem gewissen Grade durchgedrungen und hätte ernten können, wo ich in vielen Jahren unermüdlicher Arbeit gesät. Hier gilt es v o n v o r n mit dem Erwerben des Renommées anzufangen. Da kann ich immer noch von Glück sagen, daß es mir verhältnismäßig gut gegangen ist und ich rasch Anerkennung gefunden habe, wenn auch der m a t e r i e l l e Erfolg stets nachzuhinken pflegt. Gestern auf der Ausstellung trat ein Herr, der von meiner Anwesenheit gehört hatte, auf mich zu, stellte sich mir vor und beglückwünschte mich zu dem schönen Resultat meiner Arbeit. Ich glaube, es ist die schlichte, ehrliche Art meiner Naturwiedergabe und das Fehlen modern sein sollender „Tricks“ und sensationeller Effektkniffe, die mir langsam aber stetig Freunde gewinnt. Meine Bilder gehen ja sehr s t i l l durch die Welt, auch zu Hause haben sie nie viel Aufsehen erregt, aber ich hatte doch auch in der Heimat die Empfindung, daß sie bei N a t u r f r e u n d e n sich Eingang verschafften, mehr vielleicht als bei K u n s t f r e u n d e n, im Sinne derer, die auf Richtungen und „moderne Prinzipien“ das Hauptgewicht legen. Daß ich mir selbst stets treu geblieben bin — ich habe wohl von einzelnen, bedeutenden K ü n s t l e r n

starke Eindrücke empfangen, aber nicht eigentlich neue Strömungen mitgemacht — erweist sich doch schließlich als das Bessere; wer mit der Mode steigt, fällt auch leicht mit ihr. Darum ist mir auch Gerhard Rosens Kunst so lieb, weil sie nur ein Produkt innerer Wandlungen vor der Natur ist. Trotz aller äußeren kleinen Misere habe ich doch das beglückende Gefühl, daß ich noch fortschreite und deshalb war es mir auch so sehr erfreulich, daß alle, die meine letzten Studien gesehen haben, den Fortschritt konstatierten. — Gestern ist ein Aquarell, „Steilküste bei Positano,“ von der Prinzessin Johann Georg von Sachsen gekauft worden. Das ist mir sehr lieb, denn sobald eine königl. Hoheit gekauft hat und es zeigt, müssen die Höflinge ja bewundern und womöglich auch kaufen.

Stettin, den 22. Mai 1911.

Eben gehen wir im Schutz von Gothland, daher kann ich ein paar Krakelfüße schreiben — es schaukelt hier weniger, — wie Ihr sie lest, ist Eure Sache. Schon im Hafen deutete alles auf eine recht stürmische Fahrt. Die Staubwolken wirbelten und die Wolken jagten über den Himmel. Gleich hinter Margen ging der Tanz los. Ich war wegen der sehr heftigen Magenverstimmung, die mich durch unerträglichen Durst quälte, voll banger Ahnungen, speiste nur sehr summarisch und legte mich noch vor Eintritt des Unbehagens in die Koje. Zum Glück ist die Ventilation an Bord des „Wellamo“ tadellos, so daß der von mir vor allem gefürchtete „Schiffsgeruch“ überhaupt nicht zu spüren ist. Der Seegang steigerte sich von Stunde zu Stunde und das vielsagende Konzert in den Nachbarabinen setzte vollstimmig ein — gräßlich, herzbewegend! Es ging aber auch hoch her! Bald sah man seine Beine drei Fuß über dem Kopf, bald rutschte man wieder wie in einen Abgrund hinab. Schon hörte man irgendwo das Klirren von stürzendem Geschirr und schließlich muß über mir ein großer metallischer Gegenstand frei geworden sein. Mit großem Frakas kollerte er die ganze Nacht im Korridor hin und her. Au Schlaf war nicht zu denken, schon aus dem Grunde nicht, weil meine Kabinentür von Zeit zu Zeit aufflog, da der Haken nicht fassen wollte. Zum Überfluß öffnete sich noch die Tür meines Nachtschranks und alle darin befindlichen Geschirre, nennbare und unnennbare, rutschten und rollten heraus. Es war ein Höllenbreughel! Wunderbarer-

weise befiel mich nicht einmal eine leichte Übelkeit; nur der Druck in der Herzgrube quälte mich beständig. Am Morgen ließ ich mir Tee geben. Ich habe immer die Jongleure im Zirkus bewundert, die auf trabendem Pferde eine Mahlzeit einnehmen. Ich habe hier Ähnliches verrichtet und dabei keinen Tropfen verschüttet. Bei jedem Versuch sich zu erheben flog man mit einem Krach an die Wand. Den ganzen Vormittag schlief ich fest und unterdessen schneite es und in der Kabine war es empfindlich kalt, so daß ich im Paletot lag. Jetzt hat der Wind etwas abgeflaut. Ein Kunststück war es auch, den Mittag zu servieren und zu sich zu nehmen, da der Neigungsmesser des Kapitäns 35° zeigte. Einmal rutschte das Tisch Tuch mit allem was darauf war (man speist an kleinen Tischen) nach der andern Seite: eine Bierflasche ergoß den Inhalt auf den Teller meines Nachbars und schwemmte dessen Fisch herunter. Beim stehend eingenommenen Vorschmack torkelten alle in komischer Weise durcheinander. Es wirkte sehr drastisch, wenn man plötzlich einen Herrn um der Balance willen mit weit vorge-
 strecktem Teller in der Haltung des Borghese'schen Fechters erblicken konnte. Die speisende Gesellschaft war sehr zusammengeschnitten. Der größte Teil der Passagiere lag in der Totenkammer. — Montag früh. — Eben kommt ein Landstreifen in Sicht; um neun Uhr sollen wir Swinemünde passieren. Gestern abend beim Souper gab es noch gräßlichen Seegang, so daß ein bedienendes Mädchen mit den Sachen hinstürzte, desgleichen ein Passagier mit dem Stuhl. Ich hatte ganz nette Gesellschaft an zwei reichsdeutschen Herren; der eine besonders besaß einen ganz famosen Humor und wir scherzten viel zusammen. Beim Anblick der hin und her saufenden Stühle im Speisesaal meinte er: „Wenn ich den Meinigen zu Hause erzähle, was wir für einen großartigen Stuhlgang gehabt haben!“ — Eben in Swinemünde angekommen; der letzte Teil der Fahrt war herrlich.

Dresden, den 1. Juni 1911.

Ich will für zirka acht Tage irgendwohin in den Tannenwald ziehen, fort aus dem Zug und Staub der Stadt, um den dummen Husten loszuwerden. Früher wage ich nicht abzureisen, ehe er ganz geschwunden ist. Ich liege eben im warmen Moose des durchsonnten Waldparks im „weißen Hirsch“ und atme den

köttlichen Harzduft ein, der besser ist als alle Medizin. Für den Katarrh war das Packen der muffligen und verstaubten Sachen, wo ich mich beim beständigen Bücken und Hantieren erhitzte, sehr ungünstig. Der Arzt verlangt die größte Vorsicht und riet, ich sollte sobald als möglich an die südliche Seeküste gehen. — Jetzt arbeite ich bei Professor von Keyher an dem von ihm bestellten Bilde. — Hoffentlich schwinden bald die Magenbeschwerden, mit denen auch Gallenblasenstörungen eben zusammengehen!

Dresden, den 23. Juni 1911.

Schreibe eben im Bett des Karolafrankenhauses, in das ich gestern übergeführt wurde. Im Privathause, selbst bei so aufmerksamer, liebevoller Pflege wie bei Keyhers, ist es nicht annähernd dasselbe, wie in der Klinik, wo stete Beobachtung und straffe medizinische Disziplin ist. Zu Keyhers zog ich nicht als Kranker, sondern als Erholungsbedürftiger, bis sich plötzlich höhere Temperaturen und Schwellung der Leber einstellten, die die Überführung nötig machten. Einige Tage litt ich arg durch Magendruck und Leberschmerzen, schlechten Schlaf und Appetitlosigkeit. Seit heute ist es besser, wenn auch noch immer Fieber, aber kein hohes.

Dresden, den 28. Juni 1911.

Der behandelnde Oberarzt sprach sich dahin aus, es sei meine Krankheit eine stark verschleppte Influenza mit Affektion der Bronchen, des Magens und der Leber. Das Fieber steigt abends noch bis 39, doch hofft er mich bald auf die Beine zu bringen. Die Diät ist die denkbar strengste. Beständig große Kompressen um Leib und Brust. Zur Besorgnis ist eben kein Anlaß; nur wird es sehr lange dauern und es muß eine Nachkur in Karlsbad folgen.

Dresden, den 29. Juni 1911.

Heute kann ich Dir Gottlob die ersten beruhigenden Nachrichten geben. Erwachte zum erstenmal nach leidlichem Schlaf ohne Fieber und ohne Schmerzen in der Lebergegend. Bald darauf zeigte es sich, daß die Gallenzufuhr bereits beginnt. Doktor Hof-

rat Schubert war sehr zufrieden, warnte aber vor sanguinischen Erwartungen. Die Heilung werde lange Zeit nehmen und einige böse Tage könnten immer noch kommen. Bin hundsmager und zitronengelb, doch das schwindet ja wieder.

Dresden, den 1. Juli 1911.

Erfreulicherweise kann ich mitteilen, daß die Besserung entschiedene Fortschritte macht, wenn auch natürlich noch Fieber ist und das Allgemeinbefinden subjektiv als ziemlich gemein bezeichnet werden muß. Der Appetit nimmt zu, aber für Schlaf muß Veronal sorgen. Mit der Besserung geht es nicht in ruhiger Kurve aufwärts, sondern mit merkwürdigen Seiten- und Rücksprüngen. Dr. Schubert sagt, es könne garnicht günstiger verlaufen, als es eben tut (er hatte erst noch weitere Komplikationen befürchtet), aber nur — Geduld, Geduld, Geduld! Er hat eine ungewöhnlich vertrauenerweckende, sichere und umsichtige Art.

Dresden (ohne Datum).

Neues gibt es eben vom Krankenbett kaum zu berichten. Die Darmverstimmung hat den Gang der Genesung erheblich verzögert und mir wieder strengste Diät auferlegt; aus Langerweile interessiert man sich auch für kleine und kleinste Vorkommnisse und die gleichgültigsten Menschen. So ist hier im Korridor ein alter, hagerer, glattrasierter, knotig aussehender Mitpatient, der durch seine monotone, hohle Grabesstimme, die in alle Zellen dringt, sich mir unangenehm bemerkbar macht, umsomehr als das dumpfe Gebrummel fast nie ganz verstummt. Die arme pflegende Schwester bringt er zur Verzweiflung, da er im Korridor stets im Wege ist und jede Verrichtung der mit Arbeit überhäuften Frauen durch dumpf hingebrommte Bemerkungen und Fragen stört. Nichtbeachtung derselben reizt ihn zur Wut. Ich bewundere die Engesgeduld der guten Schwester Elisabeth, mit der sie ihm immer freundlich antwortet. Ich wäre an ihrer Stelle schon längst auf ihn zugestürzt und hätte ihm den Mund zugehalten (eben hört man es im Korridor hohler und hohler heulen!). Daß so ein stimmliches Phänomen im Hospital verkümmern muß, anstatt an einer großen Bühne für die Geisterrollen in Shakespeareschen und andern Stücken engagiert zu sein!

Dresden, den 4. Juli 1911.

Die Gelbsucht ist im vollen Gange und der Körper sucht auf alle Art sich des eingedrungenen Gallstoffes zu entledigen. Eigentliche Schmerzen habe ich nicht, nur ein starkes Unbehagen in der Herzgrube und Leberschmerz bei Druck oder Bewegung. Also es heißt Geduld, viel Geduld! Im ganzen kann ich froh sein. Der Doktor sagte mir: „Als Sie herkamen, hatte ich nach der Untersuchung noch viel schlimmere Diagnosen in petto. Danken Sie Gott, daß es nur das ist!“ — Hoffentlich werde ich so zeitig entlassen, daß ich noch in der guten Jahreszeit nach Karlsbad komme.

Dresden, den 17. Juli 1911.

Von hier ist nicht viel Erfreuliches zu berichten und die Parole ist nach wie vor Geduld! Es ist nach der scheinbaren Besserung jetzt ein Rückschritt zu bemerken. Abends steigt die Temperatur bis 38,4. Wieder die allerstrengste Diät, die allmählich recht lästig wird. Vor zwei bis drei Wochen ist an Entlassung nicht zu denken.

Dresden, den 23. Juli 1911.

Eben steht alles unter dem lastenden, unerträglichen Druck dieser furchtbaren Hitzwelle. Sie hält schon eine runde Woche an und ist gar kein Ende abzusehen. Es wird im Gegenteil eine Steigerung prophezeit. In meinem Zimmer sind am Tage 24 bis 25° K. und in der Nacht 20°. Man ist völlig erschlafft und es hält auch die Genesung auf. Zur Besorgnis ist nach wie vor kein Anlaß.

Dresden, den 28. Juli 1911.

Die letzten zwei Tage haben nach dem furchtbaren letzten Rückfall einen Fortschritt gebracht, hoffentlich einen dauernden. Soll auf eine Stunde aus dem Bett. Die Gefahr einer etwaigen Gallensteinoperation scheint abgewandt.

Dresden, den 3. August 1911. (Nach unserer Abfahrt ins Ausland angekommen.)

Leider ist der Zustand chronisch geworden. Mit regelmäßig auf- und absteigenden Fieberkurven, was darauf zu deuten

scheint, daß sich Steine, resp. Materie gebildet haben. Es würde dann natürlich eine Operation nötig sein. Heute oder morgen fällt die Entscheidung. Die Ärzte sagen, eine Gefahr sei völlig ausgeschlossen, in drei Wochen wäre ich auf den Beinen. Ich erwartete im stillen immer diese Lösung. Schade, das hätte man früher haben können! Ich selbst ziehe einen energischen Eingriff und eine eventuelle Entfernung der Gallenblase diesem ewigen „Herumdoftorn“ mit Palliativmitteln vor und bin ganz ruhig.

Mein Bruder wurde am Vormittag des 3-ten August neuen St. operiert und starb an Herzschwäche am 5-ten August n. St. um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends. Der Befund war Vereiterung der Gallenblase und Leberkrebs.

Die Beerdigung fand am 18. August a. St. in der Ritter- und Domkirche zu Reval statt, die Senkung auf dem Friedhof zu Moif.

L $\frac{7}{86}$ a

EESTI RAHVUSRAAMATUKOGU



1 0100 00348905 7

Musikalische Volksbücher

Unter Mitwirkung
von Hermann Abert / Hermann
Bahr / Fritz Busch / Ferruccio Busoni
Ernst Decsey / Herbert Gulenberg / Karl Grunsky
Siegmond v. Hausegger / Carl Krebs / Hans Joachim
Moser / Willibald Nagel / Joseph Pembaur / Hans
Pfitzner / Karl Straube / Hermann Unger
und anderen herausgegeben von
Adolf Spemann



J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Die musikalischen Volksbücher

wollen

dem Musiker, dem Musikwissenschaftler, dem Musikfreund und dem Musiklaien, also dem ganzen Volke, das weite Gebiet der Musik erschließen

Sie wollen

die Geschichte der Musik nach ihren wichtigsten Epochen, Gattungen und Vertretern in knapp umrissenen Handbüchern darstellen.

Sie wollen

nicht nur Geschichte, sondern auch Leben geben, sie treiben praktische Musikunde und geben Anleitung, wie aus dem Laien ein Musikverständiger, aus dem Kunstjünger ein Meister wird.

Sie wollen

die innige Verflechtung der Musik mit ihren Grenzgebieten, mit der Dichtung und dem Leben überhaupt, aufzeigen und bringen die musikalische Dichtung, den musikalischen Roman, die musikalische Skizze, den musikalischen Aphorismus.

Sie wollen

alte, längst verschüttete Quellen neu erschließen und damit den Blick für die Werte der Vergangenheit und die Gesetze innerer Entwicklung schärfen

Sie wollen

nicht trocken sein, sondern lebensvoll; sie sind sowohl ernst als heiter; sie halten Ausschau nach Kuriositäten und bringen ergötzliche Kuriosa.

Sie wollen

keiner Partei dienen. Sie sehen nicht auf die Richtung, sondern auf die Größe der Persönlichkeit.

Sie wollen

jeden, doch nur den reden lassen, der etwas zu sagen hat; sie erteilen das Wort dem Künstler, dem Dichter, dem Wissenschaftler und dem Unkünstigen.

Sie wollen

deutsch sein, das heißt gründlich und zuverlässig.

Sie wollen

künstlerisch genießbar sein, das heißt volkstümlich und lesbar.

Sie wollen

preiswert und gut sein, gut nach Inhalt und Ausstattung.

Sie wollen

einen Beitrag zur musikalischen Volksbildung liefern und auf diese Weise mitarbeiten an der Erhaltung und steten Neubildung eines unserer edelsten Güter, der musikalischen Kultur.

Bisher erschienen sind

Goethe und die Musik / Von Hermann Abert

Gebunden 35 Mark

Die ersten 300 Exemplare wurden auf besonders starkes kostbares Papier gedruckt und mit 8 Lichtdrucken geschmückt. Diese Exemplare sind numeriert und in Halbleder mit Künstlerhandpapieren geb. Preis dieser Ausgabe 150 Mark

Es ist überaus reizvoll, einem Musikhistoriker wie dem ausgezeichneten Leipziger Gelehrten in das Gebiet der vielverzweigten Beziehungen Goethes zur Musik zu folgen, und da ist es geradezu erstaunlich, welche neue ungeahnte Ausblicke sich auf tun. Abert räumt mit dem Schlagwort vom »unmusikalischen Goethe« gründlich auf und zeigt, wie tief der Dichter in das Musikleben seiner ganzen Zeit eingegriffen hat.

Anton Bruckner / Von Karl Grunsky

Gebunden 35 Mark

Die ersten 300 Exemplare wurden auf besonders starkes kostbares Papier gedruckt und mit 4 Lichtdrucken geschmückt. Diese Exemplare sind numeriert und in Halbleder mit Künstlerhandpapieren geb. Preis dieser Ausgabe 150 Mark

Befehdet und verspottet wie kaum je ein Künstler ist der Meister der Symphonie heute zum Klassiker geworden, von dessen unerschöpflichem Erbe noch Generationen zehren werden. Der bekannte Stuttgarter Brucknerforscher gibt in diesem von tief eindringendem Verständnis zeugenden und mit warmer Liebe geschriebenen Buch ein anschauliches Bild der Künstlerpersönlichkeit Bruckners und eine vortreffliche Einführung in Bruckners Werke.

Musikalische Dichtungen und Aufsätze

Von E. T. A. Hoffmann

Gebunden 60 Mark

Die ersten 300 Exemplare wurden auf besonders starkes kostbares Papier gedruckt, numeriert und in Halbleder mit Künstlerhandpapieren geb. Preis dieser Ausgabe 200 Mark

Dies Buch möchte den Dichter, den Musiker und Ästhetiker E. T. A. Hoffmann in seiner auch heute noch jugendfrischen Genialität und Unmittelbarkeit zeigen; es bringt alle musikalischen Novellen, die berühmten Kreislerstücke und aus den kritisch-ästhetischen Aufsätzen das, was immer lebensfähig bleiben wird. Nur weniges Verblüfene ist ausgeschlossen, aller gelehrte Apparat vermieden.

Musikeranekdoten

Gesammelt von Hans Hollerop

Gebunden 35 Mark

Wer Musik liebt, wird auch den Musiker in Freud und Leid lieben, und was könnte tiefer in die Seele des Musikanten blicken lassen als diese Sammlung der köstlichsten heiteren und ernstesten Begebenheiten von den Zeiten eines Gluck bis zu unsern Modernsten! In bunter Farbmischung ziehen die Einzelbilder an uns vorüber, von rührenden menschlichen Zügen bis zum scharf zugespitzten Witz, stets unterhaltend und — was dem Herausgeber das Wesentliche war — wirklich vorgefallen.

Musikalischer Zeitenspiegel

Von Hans Joachim Moser

Gebunden 35 Mark

Der Verfasser der so rasch berühmt gewordenen »Geschichte der deutschen Musik« verwirklicht hier den originellen Gedanken, an der Hand eines mit feinstem Verständnis und großem Spürsinn zusammengestellten Materials zu zeigen, wie sich die Musik in den bedeutendsten Köpfen aller Zeiten gespiegelt hat. So ist ein stets anregendes Lesebuch entstanden, das tiefer in den Geist der Zeiten führt als eine Musikgeschichte, zugleich ein eigenartiger Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst.

Laute und Gitarre / Von Hermann Sommer

Mit 16 Tafeln auf Kunstdruckpapier, gebunden 35 Mark

In reizvoll belebter Darstellung zeichnet der Verfasser ein Bild der Entwicklungs-geschichte der beiden immer mehr an die Stelle der fast unerschwinglichen Klaviere tretenden Hausinstrumente und ihrer Bedeutung in der Musikkultur und gibt an der Hand sachkundiger Ratschläge für den Instrumentenkauf, das Studium und die Verwendung zum Solospiel und zur Liebegleitung die wertvollsten Anregungen zur Erneuerung einer langvergesenen Laientkunst.

Musiktheoretische Laiensibel

Von Hermann Unger

Gebunden 30 Mark

Dieses Buch setzt gar keine musikalischen Kenntnisse voraus, nicht einmal die der Notenschrift. Es ist wohl der erste Versuch, ohne Notenbeispiele und wissenschaftlichen Ballast eine auch dem Laien verständliche Einführung in die Gesetze musikalischen Schaffens zu geben, und er ist dem Verfasser in glänzender Weise gelungen.

Weitere Bände sind in Vorbereitung

Die musikalischen Volksbücher sind durch jede Buchhandlung zu beziehen